P.o.germ.
871
ad

3873
P. O. germ.
871 od
Lobbauer
<36603474070012
<36603474070012
Bayer. Staatsbibliothek

Karl von Lohbauers
zerstreute Blätter.

Nach seinem Tode

herausgegeben

von

Ludwig Pflaum.

Stuttgart,
gedrukt bei Gottlieb Hasselbrink.
1813.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Karl Philipp von Lohbauer war Königl. Würtembergischer Hauptmann und Ritter des Militärverdienstordens. Noch lebt sein Vater, der Königl. Würtembergische Ober-Regierungssekretär und Ober-Lehensregistrator, Philipp Gottfried Lohbauer, zu Stuttgart.

Hier wurde er 1777 am 30. Jun. geboren. — Der einzige Sohn.

Des Vaters Unterricht, das Gymnasium und die Herzogliche Akademie weckten und nährten durch wissenschaftliche Bildung den Keim des Genies, das sich, von der milden Wärme eignen Studiums sorgsam gepflegt, in den lieblichsten Blüthen des Geistes entfaltete.

1794 wurde Lohbauer Sekondlieutenant bei der Würtembergischen Landmiliz, und noch in eben diesem Jahre Lieutenant beim regulirten Militäre.

1796, dann 1799, 1800 und 1801 stand er im Felde gegen die Franzosen; wurde 1803 Hauptmann mit eigner Kompagnie, und kämpfte 1806 gegen die Preußen in Schlesien.

Zu Ende des Jahres 1807 kehrte er krank zurük, und empfieng den Militärverdienstorden.

1808 erbat er sich den Abschied, und lebte 7 Monate zu Helmbrechts der Freundschaft und den Musen.

Im Sommer 1809 wurde er von seinem Könige zum Kampfe für das Vaterland aufgefordert; und er rückte abermals als Hauptmann ins Feld, den vorarlbergischen Insurgenten entgegen.

Am 16. Juli dieses Jahrs starb Lohbauer bei Isny, den schönen Heldentod für's Vaterland.

Verheirathet hatte er sich 1801, und wurde Vater von 5 Kindern. Sein geträumtes Paradies hatte sich bald in eine Sahara verwandelt, und die zarte Blume seines Erdenglücks war, längst vor seinem Tode, im Pesthauch der Wüste, verdorrt.

Seine Jugendgedichte erschienen im Druck 1798 (Lpz. bei Theodor Seeger). Mehreres von ihm ist in verschiedenen Zeitschriften zerstreut. Eine Sammlung seiner auserlesenen Schriften, erschien nach seinem Tode. (Stuttgart 1811, 2 Bände mit Titelkupfer.)

Mehr von ihm sagt die Skizze seines Lebens, die dem 1. Bande seiner auserlesenen Schriften zur Einleitung dient.

Dieser Liebling der Musen, dieser Freund der Edlen, dieser deutsche Mann, hat sich selbst am treuesten kopirt — in seinen Schriften.

Der Herausgeber.

Briefe.

Ludwigsburg, 24. März 1798.

An R*.

Ich lese Dya-na-sore. Daher mein Schweigen. Ich habe eine Welt erblickt, in der ich mir selbst deutlicher werde. Meine Ideen sind zu einem Reichthum angewachsen, der in wilder Unordnung meine Seele füllt. Ein Sturm ergrif das Tiefste meines Daseyns, und Geduld und Ruhe ist von mir gewichen. O R*! wie sehr versteh' ich nun deine Worte: „Ich glaubte erwacht zu seyn, aber ich schlummerte." — Wie wahr, daß unsere kälteste Ueberzeugung ein Wahn ist, ein Traum, der verschwindet vor einem Hauche! Wie nun, wenn Stürme uns emporrütteln aus dem unwürdigen Schlummer unserer isolirten Existenz?

So viel fand ich noch nie. So hell war der Blick in mich noch nie. Solchen Einklang fand ich noch nie. „Verbündet auszufüllen ein ödes Daseyn für die Zwecke der Gottheit." Dieß Objekt unterlegt' ich. Kein Anderes ist mir denkbar, so wie ich mich jezt gewahr werde.

Wie freue ich mich, mein R*! über den Stral in meiner Seele! Mehr als je ist Harmonie in meinen Gesinnungen; und meine Kräfte drängen sich zusammen auf Einen Zweck, mit einer Macht, die ich nicht kannte: Menschenwohl durch Tugend und Größe!

O wie ist doch die Sprache so arm! Ich kann dir weniger sagen, Bruder, seit ich dir so vieles sagen möchte. Aber laß mich sie nur erst deutlicher, ruhiger fassen, die Umrisse dieser Felsengestalt, die jezt mein Auge fesselt.

Hastige Empfindung — mein R*! — ja, das ist's, warum ich oft irre. Kann ich mit ruhigem, unbefangenem Auge der Vernunft schauen und prüfen, wo die Flamme meine Empfindung ergreift, wo mein stürmisches Herz Theil nimmt, — bei Gegenständen, die es so nahe angehen? — Ich bitte Dich, habe Geduld mit mir. — Verachten die Ruhe, in Stürmen die Felsenpfade meiner Bestimmung wandeln, — das ist's, was mich jezt erhebt, was mich schwindeln macht vor Wonne.

Eh' ich Dich und O* schaute, wähnt' ich Frieden zu haben; aber es war nur eine dumpfe

Abspannung, — es war die bange Stille der Flur vor einem Gewitter, — ein Wahn, dessen Farbe nicht einmal edel ist. — Durch Euch ward mir der Blick auf mein besseres Selbst, der umdunkelt war von finstern Zweifeln des Kleinmuths, von den Wolken eines unbedeutenden Geschicks.

Seit mich die Kämpfe der Unruhe, wie die Woge das mastlose Schiff, hin und wieder schleudern, blick' ich verachtend zurück auf das Schäferleben vergangener Jahre. Zwar ragt aus dem unabsehbaren, unbekannten Ozeane kein Fels der Rettung in Gewittern, und grundlos ist seine Tiefe, aber — ein Blick in die Ferne des Ziels, — und es ist kein Elend, keine Gefahr für mich auf der Erde. —

An Dya und Mioldaa hängt mein Herz. Hamor gefällt mir nicht.

— Diese Zeilen, eil' ich, dir zuzusenden. Deinen und D*s Brief beantwort' ich bald. Hier — an A* schriftliche Entgegnung, nebst einem Blatte. M* legt zwei Blätter an Euch bei. Auch ein Lied von ihr.

Leb wohl!

Stuttgart, am Pfingstfest 1799.

An —.

Der Gott der Freundschaft segnet mein Lied! Könnt ich mehr verlangen? Gibt es eine grössere Wonne, als die Lieblingsstimmung seines eigenen Herzens in fremdem Gefühle gerechtfertigt zu sehen?

Nehmen Sie für Ihre liebe Sendung den Dank eines Jünglings, der in seinem 22sten Jahre auf der Jeztwelt armseligen Tand mit Verachtung hinblickt, und dem noch allein die Freundschaft ein ödes Leben verschönern kann, das er nur schätzt in Bezug auf fremde Glückseligkeit.

Eine kleine Reise hatte mich verhindert, Ihnen früher zu entgegnen. Möchte diese Verzögerung Ihnen keinen Mangel gebähren! Ach! es ist nicht mehr der leise, wehmüthige Sänger, es ist der unter Stürmen verhärtete, finstere Lebenspilger, der Ihnen den süßen Brudernamen erwiedert.

Ihre Gedichte gewährten mir Stunden der Freude. Sie sind das Abbild eines liebens-

würdigen Herzens, der Nachhall biederer Gesinnungen. Einen deutschen Mann zu finden, wie selten glück't das!

Nehmen Sie noch einmal meinen Dank! Schon lange her schweigt meine Leier. Ein wilder Griff des Unmuths zertrümmert' ihre Saiten. Einst wähnt' ich mich zum Dichter gebohren, jezt — nicht mehr. Der Friede arkadischer Träume ist von mir gewichen, und ich habe mich hinein gestürzt in den Strom der Ruhelosigkeit.

Gegenwärtiges Bändchen enthält alles, was ich sang, einzelne wenige Lieder ausgenommen. Sollten Sie dieß etwa schon besitzen, so wird es doch wenigstens einer Ihrer Freunde nicht verschmähen.

Sie finden darin Laura, Lilla und Welli. Diese drei unterschied mein Herz aus der Menge entarteter Puppen. Aber vor dritthalb Jahren starb die erste, die zweite (vorzüglich unvergeßlich) vor sechs Tagen, und die dritte kränkelt einem eben so frühen Grabe entgegen. Die beiden leztern waren Opfer der Convenienz.

Leben Sie wohl. Auf baldige Entgegnung hofft

Ihr

K. Lohbauer.

Stuttgart, 14. Jul. 1799.

An —.

Wenn meine Antwort Ihrem Herzen zu lange geweilt hat, so verzeihen Sie mir, und nehmen Sie zugleich den wärmsten Dank meines Herzens für Ihre Theilnahme. — Schon vor einem halben Mond hätte ich Ihnen geantwortet, aber ich hatte ein trockenes Geschäft zu beendigen, dessen Geist und Ton ich nicht gerne mit meinem Briefe verweben mochte.

Freund! Sie haben meine Lieder zu den Grundzügen meines Bildes genommen, aber nur einige tragen die Spur meines spätern Seyns. Ich bin älter geworden. Eigenmächtig hab' ich die Rosenfarbe meiner Gefühle vertilgt. Und wäre meine Gradheit genug, um Ihnen Ersatz zu geben für die Milde Ihres R*?

Ich bin zerfallen mit dem Glücke, denn ich bedarf seiner nicht mehr. Ruhe — als Wohlbehagen erreichter Selbstwünsche veracht' ich sie, als Wohlgefühl vollendeter Sittlichkeit, erreich' ich sie nicht mit Ruhe. Rastloses Streben,

verläugnende Anstrengung, Kampf, Entsagung, dieß sind die einzigen Bedingungen des Emporsteigens zu Ihr. Eine Blumenstätte besitzen im engen Raume dieser Existenz, freundlich angelächelt seyn von den Gaben des Zufalls, was ist's am Ende? Zwar bin ich nicht unglücklich in dieser Beziehung; Unzufriedenheit mit meinem Zustand ist nicht meine Sache, und was ich verlor, änderte ja nicht mein Wesen; aber wo aufgeregter Wirkungstrieb über die Oede dieses Lebens entscheidet — wer könnte da Ruh' und Frohsinn zu finden hoffen?

Ich möchte mich Ihnen gern zeigen, wie ich bin. Die Täuschung lauert an der Bahn des Lebens, und es könnte Sie einst gereuen, mir nahe getreten zu seyn. Darum frag' ich Sie nochmals: Kann Ihnen die Düsternheit meiner Seele Ersatz gewähren für die Milde Ihres R*? Möchten Sie an den sich anschließen, der Blumenpfade verschmäht, und über Felsen wandelt? O! wenn Sie es wollten, wenn hier unsere Gesinnungen sich träfen, wenn ich Sie zur Seite hätte, auf dem rauhen Pfade für Menschenwohl, wie würd' ich mich freuen!

Weil ich die Menschheit ehre, nicht weil ich die Menschen liebe, baue ich dem Bedürf-

niß erhöhter Menschennatur. Jenes ist das Diplom der Größe; beim Anblick idealischer Würde des Geschlechts stärkt sich die Kraft des Helden; dieses ist die Tugend der Weichlinge. Wer jenes seinen Handlungen zum Grunde legt, bedarf keines Lohnes und keiner Hofnung, und huldigt dem wahren Werthe des Lebens; wer von diesem sich leiten läßt, wird in der Verwicklung persönlicher Rücksichten selten für's Ganze wirken können. Apathische Größe, wenn sie Wirkung für's Ganze nicht ausschließt, ist das Ziel meines Strebens. Wer diese Höhe erreicht, wohl ihm! Er sieht alle Uebel der Erde über ihm erwachen in ihrem Grimme, sieht lächelnd den Verlust dessen, was er hat, und bleibt unerschütterlich im Kampfe der Vernichtung, was er ist.

Seit Jahren sehnt' ich mich nach Menschen, die hierinn gleich dächten, und fühlten mit mir. Engverbunden mit diesen die Würde des Daseyns zu erhöhen; für kommende Jahrhunderte Keime im Schoos der reinen Erkenntniß zu sammeln — dieß ist der Wunsch, welcher mich durchloderte seither. Zum Theil ward er erfüllt: ich traf auf ähnliche Gesinnungen, fand Redlichkeit, Treue, Stärke des Charakters und

Verachtung der Gewöhnlichkeit — vereinigt in Wenigen; und dieß — o dieß ist wahrer Gewinn für's Erdenleben.

Ich wünschte wohl Ihre Gedanken über die Freiheit des Zeitalters, über die Bestimmung des Menschen, und Ihre sittlichen Maximen zu hören! Wollen Sie mich befriedigen? Die Folge Ihrer Offenheit gegen mich ist Erwiederung, und in der Meinigen finden Sie ja Anlaß. Mistrauen ist freilich nicht zu verargen; die Ereignisse dieser Tage sind des Cherubs Flammen = Schwert am Paradiese.

Meine jüngsten Gedichte will ich Ihnen nächstens senden.

Leben Sie wohl, und antworten Sie bald

Ihrem

K. Lohbauer.

Brackenheim, 28. Nov. 1799.

An A—.

Seither, wegen der Beschwerlichkeit des Aufhebens, und der Gefahr sie zu verlieren, verbrannte ich die Briefe meiner Freunde. Mit Deinem Ebenerhaltenen Gleiches zu thun, ist mir unmöglich, meine A—. Mein Herz würde beben, einen solchen Beleg Deines mir immer klarer erscheinenden Werthes im Rauch aufgehen zu sehen. In deinem Brieftäschchen ruht er.

Ja! auch ich fühl' es mit Wonne, daß Du anders geworden bist. Du warst nicht minder gut, aber schwächer warst Du. Daß Du dahin es brachtest, über die Kriege in Deinem Herzen mit ruhigem Muthe zu entscheiden, — wohl Dir! Leidenschaft giebt unächte Ansprüche auf Zufriedenheit; dieß hast Du erfahren. Du entzogst Dich dem Joche jener Tirannei, entsagtest den Chimären einer äußern Glückseligkeit, und kehrtest zurük zu Dir.

Das hast Du gethan, und bist meinem Herzen so nahe! Dieß Bewußtseyn ist mir unendlich theuer; die Keime Deines Werdens drängen sich unter seinem Schirme an mein Herz. Oft hatt' ich schöne, hohe Träume von Dir. — Wenn ich in Zweifeln mich verirrte, vergieb! — Oft schienst Du mir ein todter Wiederhall; Deine Verschlossenheit ließ mich unbelehrt über Dein Inn'res. — Aber ich konnte meinem Ideale von Dir, das ich in den 4 Jahren meiner Entfernung für meine darbende Seele schuf, nimmer entsagen. Besser hielt ich es, wenn ich zuweilen hinblickte zu Dir, und mit jammerndem Herzen mir sagen mußte, „daß ich ein Träumer sey!" —

Wie sehr ich in den lezten paar Jahren an Dir hieng! — selten verrieth es Dir ein Laut, — wir waren uns fremder geworden, und ich scheu'te mich vor Erklärung. — Manchmal ein Stral — ein vorübereilendes Meteor — und vor meinen Augen ward's noch dunkler.

Darum noch vor Kurzem das Unstäte meines Blick's, wenn er a f Dich fiel. — Ich that dir weh. Du auch mir. — Wir sind beide unschuldig an uns. Welcher Dämon hätte die Worte der Verständlichung aus unserem

Gedächtnisse gestohlen? O der wehmüthigen Wonne, daß ich dich mißkannte! O der Freude, daß du in der Stille reiftest!

Oft graute mir vor vereinzeltem freudenlosen Mannesalter; ich ahnete es für mich. Von Liebe, von Ehe erwartete ich, nach dem Traume von Lilla, nichts mehr. Da dacht' ich an dich, und —

Oft weint' ich im Verborgenen Thränen der wehmüthigsten Rührung, wenn ich Züge deiner früheren Tage vor meine Seele rief! — Die Zeiten unserer Kindheit!! — O es ist Schade um Vieles, das der Sturm der Zeit verweht hat, als wäre es welkes Laub, — und machte doch so glückselig!

Welli — — ich nannte sie so, und werde sie ewig so nennen. Heilig ist mir der Name geworden, und ich kenne sie unter keinem Andern. — — — —. Ach! wenn es geschehen wäre um den Frieden ihres häuslichen Lebens! Du gabst mir in Deinem Brief gar keinen Wink.

Sag' ihr meinen herzlichen Gruß, und so leb' wohl, meine A —.

Dein K.

Haag, 3. Jul. 1800.

An —.

O! was ist der Mensch, wenn er sich mit liebender Erwartung an dieß Leben kettet! — mit jedem Augenblick ist er um eine geträumte Freude betrogen.

Aber wenn er vollends verarmt ist von aussen, wenn er nichts mehr hat, als sich selbst, und seine unerschütterliche Tugend, nichts mehr, als den Glauben an ein ewiges Wesen, das väterlich über ihm waltet, dann erst — dann ist er reich geworden für die Unendlichkeit, dann hat er Schätze erworben, die kein Sturm der Zeit, keine Ungerechtigkeit der Menschen ihm raubt. Dann mögen ihm alle freundlichen Verhältnisse schwinden; er steht ruhig und harrt aus. Denn er giebt nur dem Zufalle wieder, was er erhielt zum Geschenke. — —

O, unentweihter Stolz des Selbstbewußtseyns! ich trage dich im Busen. Täglich reifst du höher. Unter dem Schatten deiner Aeste werde ich einst ruhen, auch wenn mir der Zufall alle Lebensfreuden gestohlen hat. —

L. 4. Jul. 1800.

An A —.

Ferner werd' ich Euch mit jedem Tage. Ist das meine Bestimmung? Wo ist der Zweck!

Ich bin nicht kleinmüthig. Ich bin gefaßt; aber diese Fassung ist so öde! — Neben der traurigsten Ungewißheit über Euer Schicksal, kämpfe ich noch selbst mit allen erdenklichen Mühseligkeiten, und habe niemand, dem ich mein Inneres öffnen, dem ich sagen könnte, was meine Seele leidet.

Ich bin mitten unter . . . Wahrlich, das bin ich! S* ist der Einzige, dem ich das sagen kann, und bei dem ich Theilnahme und gleiche Erwiederung finde. Aber da nur seine Grundsätze leiden, da nicht die Erinnerung sanfter Verhältnisse ihm die Trennung von seinem Vaterlande so bitter macht, wie mir; so kann ich hierüber nicht mit ihm sprechen. Ueberdieß sehe ich ihn selten.

Hoffnung des Wiedersehens! wann wirst du wieder aufblühen? — Ihr Lieben! ich habe das Heimweh. — — Ein Paar Tropfen Wasser aus Eurer Kupfergelte könnten mich kuriren. — —

Der Tokaierwein muß in Stuttgart leichter eimerweise zu bekommen seyn, als bei der Armee das Wasser schoppenweise. — Mit meiner Gesundheit steht es so, daß ich in einigen Tagen wieder zum Bataillon gehen werde.

Eben bringt mir mein Wirth, als eine Cypernweinsrarität, eine Maas Braunbier. Nun will ich auf Euer Wohl trinken.

B. 27. Jul. 1800. Nachts.

An B.

Wie die Lampen des Himmels glühen! Wie der Odem der Natur mit leisem Wispern über die thaubefeuchteten Gräser wandelt! — Rings um mich schlummern die Krieger. Aber

meine Seele wacht und sinnt. Im einsamen Strauche flötet eine Nachtigall mir Ruhe. Ruh' athmet die Schöpfung. Die Nacht breitet ihren dunklen Fittig über die Tausendmal Tausende. Aber es ist ja kein Friede im Herzen der Menschen. Mordlustig liegen zwei Heere gegen einander über. Morgen — und mancher Bruder stürzt von des Bruders Hand, den er nie beleidigte.

Wie könnt' ich mir gefallen im Gefilde der Zerstörung?

O wie viel könnte seyn, wenn die Zahl der Guten nur halb so groß wäre, als die der Bösen und Thoren? — Wird je das Gute siegen? — Heiliger Traum! Du wohnst im Herzen des Bessern. Du bist und bleibst sein Werth, auch wenn dich nie Erfüllung segnet.

Mag werden, was da will — — ich bleibe gut und werde besser. — Was will ich mehr?

L. 30. Jul. 1800.

An B.

Heiliger Stral in Süden! *) mild schimmerst du am Saume jener zackigen Felsen. Hoher Wonne Vorgefühl bebt, wie die stille Blüthe der Nacht, in deinem Lichte. Erfüllung reicht dem Wunsch ihre rosige Hand. Du warst mein Segen, o Sturm des Geschick's! Nahe bin ich den Gebürgen, wo Größe wohnt und Güte, erhabene Einfalt und heilige Bruderliebe. **) Nahe bin ich meinem Kanaan, das mir einst der Ahndungsträume seligster verhieß.

Der Ewige leitet mich nach Salzburg, in Eure Arme, o ihr Erkohrnen! Lange kannt' ich Euch. Schauen werd' ich Euch nun. ***)

Komm, o Schlummer! umwalle mich sanft mit deinem leisen Fittig! Alle Wünsche verstummen. Der höchste ist erfüllt.

---

*) Orion.

**) Lohbauer hatte einige edle Freunde in Salzburg, und besonders einen, der seinem Herzen unaussprechlich theuer war.

***) Er kannte keinen seiner Freunde persönlich. Sie wurden sich nur durch Briefe vertraut.

Salzburg, 31. Jul. 1800.

An B.

In Laufen traf ich R*s Bruder nicht. Eilig verfolgt' ich meinen Weg. Die Gluth des Mittags brannte auf mir; in mir die Gluth ungestümmer Erwartung. Die Natur lächelte um mich im mannigfaltigen Wechsel ihrer Pracht. Aber mein Auge drang vorwärts.

Wie schlug mein Herz, als ich endlich den Schloßberg erblikte, auf dem die alte Veste liegt, ein Kind mitten unter den Riesen der Natur!

Vier Uhr schlug es auf dem Thurme des Domes — da ritt ich durchs Thor. Rechts zeigte sich meinem staunenden Blicke eine Reihe von Gebäuden, an einer Felswand wie Kartenhäuser angelehnt. Links rauschte die Salza meinem Ohre, wie Harmonie der Vorwelt.

Eine lange Straße ritt ich hinan. Jeden jungen Mann mit ernstem Gesicht, der mir

begegnete, traf mein forschender Blick so scharf, daß er mich staunend betrachtete.

Endlich kam ich auf einen mit Arkaden umringten großen Plaz, in dessen Mitte der graue Dom in stiller prunkloser Majestät emporragt. Vor demselben springt eine prächtige Fontaine. Links steht der Gasthof zum Schiff, den man mir in Laufen empfohlen hatte.

Ich schrieb ein Billet an R. und meldete ihm meine Ankunft. Meine Erwartung war aufs Höchste gespannt — da flog die Thüre auf, und ich lag in seinen Armen.

O mit welch' unaussprechlichem Gefühle lag ich an der Brust, an die ich schon so lange mich sehnte — an der Brust, in der nie eine unreine Regung zitterte, nie ein zweideutiges Wollen sich bildete, nie ein anderer Wunsch bebte, als Leben für Menschenwohl, — nie ein anderes Gefühl, als das der Tugend, nie eine andere Hofnung, als — ein Grab für Gott und Vaterland!*)

---

*) Schon seit mehreren Jahren beweinte Lohbauer den Tod dieses trefflichen Mannes.

Salzburg, 1. Aug. 1800.

An B.

Die Sonne war kaum herauf, als R* mich zu einem Morgenspaziergang abholte. Unser Weg gieng durch einige prächtige Straßen. R* verweilte hie und da mit Erörterungen bei vorzüglichen Gebäuden; und so kamen wir zum Thor hinaus. Auf der Halleiner Straße, die zwischen dem Untersberg und Geisberg ein romantisches, eichenreiches Thal durchschneidet, wanderten wir fort. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Das sanfte Rauschen der Bäume, das Plätschern der Quellen und der Gesang von tausend Vögeln gab meinem Bewußtseyn, an R*s Seite zu wandeln, eine sanftfeierliche Heiterkeit. Bald, mit ganzer Seele verloren im brüderlichen Gespräche, erstaunte ich, als mir R* versicherte, daß wir schon eine Meile von der Stadt entfernt wären.

Wir standen stille. Rechts weilte mein Blik auf einem stillen Dörfchen mit Kapelle und Kirchhof.

„Gefällt es dir hier?“ fragte er, und gefühlvoll bejahte ich es. Es war immer meine Gewohnheit, an keinem Dorfkirchhof unbetrachtend vorüber zu gehen; ich gieng also zuerst hinein. Der Anblik einer Marmorpyramide zwischen armseligen Kreutzen, durchfuhr mich, wie ein Blizstral. „Hier ruht unser frühvollendeter Freund, F. P.“ sagte N*. *)

Tiefsinnend, und mit zur Erde gekehrtem Blik stand Er, während ich schmerzvoll am Steine lehnte, und meine Thränen auf die Asche des Lieblings fielen.

Nachmittags versammelten wir uns, um auf den Geisberg zu gehen. N* konnte uns nicht begleiten.

Der Geisberg ist einer der vielen, die, wie Säulen der Natur, Salzburgs Himmel tragen. Er ragt östlich von der Stadt eine halbe Stunde entfernt. Seine Form ist beinahe die eines Zuckerhuts. Er ist ungefähr um ein Drittheil niedriger, als der Untersberg; dennoch erreichten wir erst in 1 ½ Stunden seinen Gipfel. Die erste Hälfte des Wegs mußten wir durch

*) Er starb durch einen Sturz vom Felsen des Untersbergs.

dichte Waldung auf beschwerlichen Steinpfaden. Die andere Hälfte bis zur Scheitel kletterten wir meist auf Händen und Füßen über Bergmoos und Steingetrümmer hinan. Von Erschöpfung des Athems und der Kräfte glaubte ich mehrmals niederstürzen zu müßen, indeß die andern sich aufwärts schwangen. Der Weg der lezten Hälfte ist gefährlich. Ein einziger Fehltritt — und man rollt hinab, wo man heraufkam. Jeder muß sich einen Weg für sich suchen, und oft kann er da nicht weiter, und muß sich dorthin wenden.

Endlich gewannen wir die Höhe. Ein ebner Plaz von etwa 200 Fuß im Durchmesser. — Einzelnes kahles Gesträuch und dürres Haide-Gras.

Auf der Seite gegen die Stadt hat der Berg von der Scheitel an einen senkrechten Abschuß, der fast bis an die Mitte seiner Höhe reicht. Dort sezten wir uns an den Rand. Wir erwarteten den Untergang der Sonne. Rechts am Saume der Tiroler Gipfel schimmerte der Chiensee. Da sank die Königin des Tags hinab. Welch ein Anblik! Rein, wie ein polirter Saphir, war der Himmel; einzelne Wölkchen nur, vergoldet von der Sonne Schei-

deſtral, ſchwanden über dem weſtlichen Hori-zonte. — Als ſie unterging, verließen wir unſere Sitze, gingen etwas zurük, und warfen uns zur Erde, wie die Braminen. Als die flammende Scheibe den Horizont berührte, wurde noch ſtiller die ſtille Natur. Wie im Grabe ſchwieg's um uns. Zu einer ſolchen Höhe dringt ohnedieß ſelten ein Laut. (Als man in der Stadt läutete, hörten wir's nur mit Anſtrengung.) Jezt war die Scheibe zur Hälfte hinab. Die Wölkchen waren nun auch verſchwunden. — So ſtirbt der Edle! ſo mit ſeligruhigem Blicke ſchaut er zurük auf die vollendete Bahn, auf den reinen Himmel ſeines Lebens.

Jezt ſtarb das lezte Licht. Im öden Fels-Gras ſeufzte ſchwaches Geſäuſel. Rings graute der Todtenſchleier des Nebels. So trauert ein Jahrhundert um ſeinen Genius.

Wir ſtanden auf, und wandelten am Rande umher. In der Tiefe lag ſchon die Nacht. Die unüberſehbare Fläche gegen Norden und Oſten verhüllten die Nebel der Dämmerung.

Nun erzählte W., daß ſich ein Paar Ruthen unter uns, in der ſenkrechten Wand, eine geräumige Höhle befinde, wohin ſie ſich einmal flüch-

teten, als gerade ein Gewitter auf dem Berge lag, das ihre Haare sichtbar emporzog. Ich äußerte den Wunsch, die Höhle zu sehen, und — auf einem fußbreiten, ausgeschwemmten Todespfad stiegen wir an der Felswand hinab.

Mir schauderte. Aus dem Nebel = Gedüfte ragten die schwarzen Tannengipfel gegen uns herauf. Kein Geländer sicherte vor dem Sturz. Wir blieben nicht lang in der Höhle, weil es Nacht zu werden begann.

Nun traten wir den Rückweg an. Der Anblik des Pfades der obern Hälfte verwirrte mich Anfangs ein wenig. Als ich aber die andern in blizförmiger Richtung, wie Gemsen, heruntersetzen sah, mochte ich der lezte auch nicht seyn.

Jezt stieg der Mond prächtig herauf, und erleuchtete unsern Pfad. Hie und da schimmerte im Dunkel des Waldes ein einzelner Glüh-Wurm, mild und anspruchslos, wie eine schöne That im Stillen. — — —

Salzburg, 2. Aug. 1800.

An B.

Früh um 5 Uhr begann die zweite Wanderung mit W. Wir gingen gegen den Untersberg zu — durchs Felsenthor. Ein Meisterstük menschlichen Sinnens und menschlicher Kraft! Wo der Fels (genannt Mönchberg) am dünnesten ungefähr 100 Schritte tief ist, da ist das Thor durchgebrochen, in einer Höhe von etwa 50 Fuß. Die Breite mag den halben Theil betragen. Ueber dem Eingange das Salzburgische Wappen, und über dem Ausgang eine kolossalische Statue (welches Erzbischofs entsinn' ich mich nicht mehr.) Rechts und links zwei ungeheure, halbangehängte Pyramiden. Dieß alles aus dem Felsen herausgearbeitet. Ein wahres aegyptisches Kunstprodukt. Lange stand ich betrachtend. — Wir giengen nun über einen öden, etwa ¼ Stunden langen Moor, der an den Fuß des Untersbergs führte.

Wenn man die Landstraße von Laufen herkommt, liegt dieser Berg gerade südlich, und bietet dem Reisenden seine breiteste Fronte ent-

gegen. Man staunt über die ungeheure, düstre Masse, und glaubt, hier das Ende aller Wege erreichen zu müssen. Eine halbe Stunde von Salzburg aber wendet sich die Straße links, und der Berg bleibt auf der rechten Seite. Gerade wo der Weg sich beugt, einigt er sich mit der Straße von München in einem ganz spitzen Winkel. Der Untersberg liegt südwestlich von Salzburg, und bietet seine schärfste Eckseite gegen die Stadt. Seine höchste Zacke neigt sich gegen dieselbe herein. Die untere Hälfte des Berges ist mit Eichen, Buchen, Nadelholz, die obere Hälfte bis gegen die Koppe mit falbem Gras, oder vielmehr Moos, und zum Theile mit einzelnen kahlen Sträuchen bewachsen, größtentheils aber, besonders die äußersten Höhen, nakt und mit verwitterten Granitschlacken bedekt.

Der ganze Berg, der eigentlich wegen seinen vielen Zacken und Schluchten, ein kleines Gebirge zu nennen ist, ist eine Marmormasse. Sein Umfang berührt drei Länder, Salzburg, Baiern und Berchtesgaden, und so theilt er sich auch in drei Besitzungen. Viehzucht besteht auf seiner untern Hälfte. Da giebt es viele Alpen (Berghütten), welche dem Bergwanderer zu Ruh- und Erfrischungspunkten dienen. Der

Berg hat viele Höhlen, Abgründe und schroffe Wände. In den höchsten Vertiefungen liegt der Schnee gewöhnlich noch im Mai, und zu Anfang Oktobers ist er schon wieder da. Zuweilen bleibt er in einigen Höhlen, wo ihn der Sturm hinwarf, als Eisklumpe das ganze Jahr liegen. Die höchsten Zacken des Untersbergs sind gewöhnlich umwölkt; zuweilen senken sich die Wolken bis fast auf die Hälfte seiner Höhe herab.

Wenn der Bergwanderer den Wald zurükgelegt hat, so findet er keine Spur von Wegen mehr, die von Wanderern betreten werden. Die Regenbäche haben hie und da eine Art von Pfaden gebildet. R* und einige Freunde fanden vor einigen Jahren einen, freilich lebensgefährlichen Pfad, auf dem sie die Scheitel des Bergs erreichten.

Wir, W. und ich, mühten uns auf steinigten, steilen Waldsteigen empor, und nachdem wir, wegen der schon brennenden Sonnenhitze, mehrmals ausgeruht und uns erfrischt hatten, erreichten wir endlich die obere Grenze des Waldes. Nun giengen wir einige hundert Schritte weit in horizontaler Richtung fort, bis wir das alte Bett eines Bergstroms erreichten, der vielleicht alle 10 Jahre einmal fließt. Dort stiegen wir

hinein. Eine wilde finstre Schlucht. Traurig hängt rechts und links von den hohen Abhängen mancher gebrochne Baum und falbes Moos in langen Streifen herunter. Der Boden ist mit gestürzten Bäumen und abgerißnen Felsstücken bedeckt. Wir mußten uns halb springend, halb kletternd fortbringen. Bald aber kamen wir an eine Querspalte, über die wir unmöglich hinwegsetzen konnten. Nun klommen wir an einer Seite der Schlucht hinauf, wobei uns eine lange, gebrochne, mit der Krone in die Tiefe herabhängende Tanne diente, an der wir uns hinaufhalfen. Unter W's Tritt wurde auf einmal ein ungeheurer Stein los, und wälzte sich mir gerade entgegen. W. schrie mir zu, schnell schwang ich mich auf die Höhe, und der Stein donnerte unter mir durch. Bald endigte sich das Strombette in einem runden Kessel, der etwa 50 Schritt im Durchmesser hat, und, den Eingang ausgenommen, rings von glatter schauerlicher Felswand umschlossen ist. Eine solche Stätte ist ein Anblik für Menschen, die gerne in düstrer Schwermuth ihr Leben wagen! Hier ist Schweigen des Grabes kaum vom Summen einiger Fliegen, und zuweilen vom Jammern des

Kautzes unterbrochen. In diese Kluft verirrt sich kein Lüftchen. Nie fällt der Sonne Stral hinein, außer im höchsten Sommer, des Mittags, an die nördliche Wand bis gegen die Hälfte herab. Hier wähnt man die Heimath der Verwesung entdeckt zu haben. Baumstämme, die vielleicht seit vielen Jahrhunderten über einander gestürzt liegen, zerfallen unter dem kleinsten Druck. Hie und da sieht man die Gerippe von Raubvögeln, und einige Gebeine von verirrten Ziegen. Kein Gewächs, als Moos, Steinnessel und einige — Vergißmeinnicht; auf der einen Seite ein einziger, gebogener Ahornbaum. In der Mitte des Kessels setzte sich W. schweigend nieder und zeigte auf einen platten Stein zu seinen Füssen. Ich sah hin, und las die Worte:

Hier fanden wir ihn.

Mit düstrer Wehmuth feierte ich hier, an F. P's Todesstätte, das Andenken dieses ädlen Jünglings. — Trauernd, und von Todesahnungen durchschauert, verließen wir dieses grose Grab, und kehrten zurück in die freundliche Welt.

Lager bei Mühldorf, 7. Aug. 1800.

An —

Dein liebes Blatt, das du am Abend des Scheidens mir gabst — da liegt es vor mir. Mein Blick glüht darauf, und dein Bild mahlt sich hin. — — — Aedel will ich bleiben, und gut. Heilig gelob' ich es auch Dir. Nie will ich weichen vom Pfade sittlichen Strebens: gros werden, oder verachtet, ausgestoßen aus dem Kreise der Bessern. Schande über mich, wenn ich still stehe. — N. sprach ich in Titmaning. Es that mir unbeschreiblich wohl, auf meiner Rückreise noch eine Seele zu finden, die mir von Euch erzählen konnte. — Meine Mooshütte wankt im Sturm. Düstres Gewölke hemmt meinen Blick nach den Gebirgen, an denen ich leben und sterben möchte. — O, daß J.... nicht mein Vaterland ist! Tiefe Wehmuth umschleiert die seelige Fülle meiner Erinnerung.

Wann der Abend graut, und des Nebels Todenschleier sich um E... Höhen dehnt; wann Du den Blick an's unermäßliche Azurgewölke heftest, wo durch's öde Dunkel des Raumes die Hieroglyphen eines bessern Daseyns glänzen: wann im Hochgefühl selbsterrungener Würde Deine Brust schwillt, und das Wehen des Allliebenden Dir um Lipp' und Wange haucht — dann ....! — dann feiere die Erinnerung Deines Bruders, der in Deiner Nähe den Himmel fand, und die Momente unsers Erkennens unter die heiligsten seines Lebens zält.....

---

8. August 1800.

An R*

Am Nicer schlug Dir mein Herz. An Deinem zu schlagen war seit Jahren sein heilig Sehnen. Endlich! — der Sturm des Geschicks verschlug mich an die seelige Küste, wo ich Alles fand.

Ich sah' Dich. Nun mag das Glück mir ewig zürnen. Es konnte mir nicht mehr geben, als Deine Umarmung. Und was die mir gab — nimmt mir kein Gott wieder.

Träume — Hoffnungen — Wünsche — was meine Vergangenheit mir werth macht — in Dir fand ich Alles verherrlicht wieder. In Dir rettete sich die Bürgschaft des Künftigen, wenn auch sonst nirgends. Wo Deine Stimme hallt, da steigen die Geister vergangener Grösse aus dem Schutt ihrer Denkmale. Deine Liebe — sie zu verdienen — ist mein Flehen zu Ihm. Lohnen kann nur Er sie.

Heil jedem, den höheres Ahnen in Deine Nähe führte. Der Strom Deiner Vortreflichkeit reißt ihn mit. Seine Weichheit wird Schnellkraft — seine Güte wird Grösse. Welches Herz, das Dich liebt, ehrt sich nicht selbst? Ich bin stolz, daß ich Dich liebe.

Dein Herz ist die Lethe, in der sich alles vergißt, nur die Tugend nicht. Wem's gegeben ist, sich im Spiegel Deiner Seele zu

schauen, der liebt das verklärte Bild und träumt sich getroffen. Anspruchlos gönnst Du ihm den Glauben, der ohne Dich — Nichts ist.

O Du Einziger! Du entsagst der Freude, und kannst sie doch nicht fernen. Sie sucht Dich, und wird Dich finden. Ihre Keime für Dich liegen in der Erwartung des Herzens, das Du gebildet hast.

Leb wohl.

M.... 16. September 1800.

An A*

R* ist weit mehr, als ich. Aber das benimmt ja meinem eigenthümlichen Werthe nichts, der in sich selbst, und ohne fremden Maaßstab bestehen muß.

Seine Figur, sein Wuchs ist etwas dürftig, jedoch ganz regelmäßig. Seine Muskel-

kräfte sind nicht evident, aber ausdauernd. Sein Gang ungesucht und frei. Den Kopf trägt er stolz. Seine ausdrucksvolle Miene ist nur dann finster, wenn er Entwürdigung sieht, oder wenn er von der Sache spricht, die das Objekt seines Lebens ist. Der Blick seines blauen Auges (das nicht gros ist, und etwas kränklich aussieht) ist schnell und bohrend. Seine Stimme ist sanftfeierlicher Tenor, lautet wie gezähmte Kraft, und man muß ihm gut seyn, wenn man ihn sprechen hört. Sein mündlicher Ausdruck gleicht seinem schriftlichen. Nur ist jener beinahe noch fließender. — —

Unter seinen Freunden hat er eine unbeschreibliche Würde, die aber durch seine oft scherzende Freundlichkeit gemildert wird. In Gesellschaften ist er ungezwungen höflich, und hat oft witzige Einfälle, die er aber gewöhnlich unterdrückt. — —

F* ist sehr zart gebaut. Ihre Haut sehr weiß und sanft kolorirt. Ihre unbeschreiblich anziehende Miene hat den Ausdruck zurückgedrängter Kraft, die sich in Wehmuth auflöst. Ihr schönes, groses, schwarzes Auge schielt ein

wenig. Ihre Stimme ist süß, schmeichelnd und eindringend, besonders wenn sie freundlich ist; und ihr Ausdruck ist ungekünstelt, aber treffend. In ihren Bewegungen ist sie äußerst biegsam. In Gesellschaften benimmt sie sich zurückgezogen und anspruchlos, und spricht nur von gleichgültigen Dingen. Nur bei Personen, die sie liebt, ist sie ganz Fr. Ihr Wesen athmet hohe Bildung, ungeachtet sie es verbergen will. Auch der unbedeutendste Mensch geht befriedigt von ihr; denn sie nimmt sich in Acht, jemanden durch aufgedeckte Vorzüge zu verwirren. Ueber alles, was sie thut oder spricht, breitet verlorne Hoffnung ihre wehmüthigen Züge. Sie hat sich in ihrer Gewalt und verbirgt ihre Rührungen. Sie scherzt auch öfters mit unnachahmlicher Grazie, aber nur unter Freunden. — Sieh! so ist F*, R's Geliebte. — —

Blankenburg, 3. Jan. 1801.

Bruder meiner Seele!

Wie ist's Dir und Euch allen seither ergangen? Die Ungewißheit über Euer Schicksal drückte mich mehr, denn mein eigenes.

Wohlbehalten bezog ich gestern wieder Quartier. Die stille Ruhe nach tobendem Gewitter umweht, wie ein Lüftchen aus Walhalla, mein müdes Herz.

Geist und Körper sammeln sich wieder. Es war die höchste Zeit, und ich begreife nicht, wie ich gesund bleiben konnte bis jetzt. Gewiß der halbe Theil unserer Offiziere liegt im Spital. Seit dem Abmarsch von W* unter kein Dach, und von J** aus täglicher Marsch. Bei Neumarkt, Vöcklabruck und Kremsmünster war unser Corps auf dem Punkte, gefangen zu werden. — Am Lagerfeuer verbrannte mir nach und nach alles, was ich auf dem Leibe trug, bis zur Unbrauchbarkeit.

Was machen wohl die Meinigen in der Heimath? Unser Bote hat seinen letzten Briefpack verlohren. Vorgestern kam durch die Post ein Brief von meiner theuern Mutter vom 18. Nov. Und am nehmlichen Tage jener von Dir, den Du an unser Depot schicktest. Wie freut' ich mich, Deine Schriftzüge zu sehen, wenn mir gleich der Brief schon bekannt war!

Der 12te und 13te Dezember schloß mit einem lichten Punkte die vergangene Periode meiner Glückseeligkeit. Ob eine neue beginnt — der Himmel weiß es. Wie mögt ihr gesorgt haben um mich! Ach, wann führt mich der Zufall wieder in Eure Arme!

Antworte mir so bald als möglich. Im Couvert findest Du meine Adresse.

Heisse Umarmung Allen. Leb wohl. In Tod und Leben

Dein Karl.

Jetzing, bei Pörschling, 20. Jan. 1801.

Mein Bruder!

Mit der nämlichen Sorge harrt' ich, wie Du, — und mit der nämlichen Schuldlosigkeit. Am 3ten und am 12ten Jenner schrieb ich Dir. Du mußt beide Briefe nun haben. Im ersten lag ein Einschluß in die Heimath, im zweiten einer an A*. Der deinige, den ich diesen Abend erhielt, lief zehen Tage, und lag fünfe zu Sickartskirchen.

E* also! — o R*, das ist grausam vom Geschick! — Es hat mich tief erschüttert. Nach Stadl schrieb mir der Gute noch so herzlich, und ich blieb' ihm Antwort schuldig, und blieb ihm meine Umarmung schuldig, auf die er sich freute. — Aber ich will mit Bruder-Thränen über seinem Hügel die Schuld tilgen. — Wo ruht er? —

Und M* lebt! R*, meine Träume beginnen, mir bedeutend zu werden. In der ersten Nacht zu Plankenberg trat er im Traum vor mich. „Ich bin nicht todt!" sprach er. — Aber noch bangt mir. Die Kugel gieng ihm durch die Brust — wenn die Lunge verletzt ist, siechet er doch hin. Wie hast Du's denn erfahren? — Seinem Vater hab' ich's schon gesagt — (ich traf ihn heute Abends bei der Leiche eines unserer Offiziere, eines jungen braven Mannes, der ein liebendes Weib und zwei Kinder zu Hause hat) aber der alte Mann war nicht dahin zu bringen, es zu glauben. Glaubst Du, daß es thunlich ist, an E* zu schreiben? — O schreib' ihm. — Die Meinigen werden auch jubeln, wenn sie die Kunde seiner Genesung vernehmen. —

Also ist eingetroffen, was meine trübe Ahnung sagte! Mit Blut gedüngt Eure Felder, von Verzweiflung bewohnt Eure friedlichen Hütten! — —

Ich bin stark unpäßlich vom Todtenacker zurückgekommen. Es ist fast kein Glied meines Körpers, das mich nicht schmerzt, und vor

Schwindel kann ich beinahe nicht stehen. Es ist die Folge meines ungesunden Quartiers, und leider kann ich es gegen kein anderes vertauschen, da wir auf einander liegen, wie Heringe.

Leb wohl, Theurer. Allen meine vielfache Umarmung. — Antworte bald.

Dein Karl.

.... 30. Jan. 1801.

Der Winterorkan heult um meine ländliche Wohnung. An's kleine Fenster stößt er oft, als wolt' er herein zu mir, als brächt' er Grüsse von E.... — Ich mag aber so gerne dem Brausen des Sturmes horchen, wenn er in der Majestät seines Vermögens über die Gefilde tobt, Wälder schüttelt und Fluthen empört, und den Landmann ängstigt um's Dach seiner Hütte.

Kraftäußerung der Natur ist fast noch die einzige, der ich ohne Mißtrauen huldige; denn sie ist's, die aus sich selbst entspringt, auf sich selbst wirket, und in sich selber endigt.... Im Anschauen ihrer Größe vergesse ich der Verhältnisse, welche die Tyrannen meines Herzens sind....

...„Seit jener Nacht — wie viel Trauriges ist vorüber gegangen!“ Ja wohl.....! Indeß, es ist vorüber; und laß uns den Arzt nicht zurückstoßen, der alle Wunden heilt. Zwar bleiben die Narben zurück; aber sie schmerzen doch nicht mehr, und — sind des Aedlen Ehrenzeichen. Heilig ist uns der Schmerz eines hohen Verlustes — — — Jahre verrollen — — und wie der milde Hauch des Abends webt unsere Erinnerung wehmüthigruhig über den Verwelkungen der Vergangenheit. Der Schmerz vergeht — nicht aber seine Früchte.

Auch Deine Seele wandelt ja gern in der Welt der Ideale. Dort herrscht der Stempel nicht, der hienieden jedem Verhältniß aufgeprägt werden muß, wenn es von der Mauth des Vorurtheils ohne Detailsuntersuchung respectirt wer-

den soll. Im beiliegenden Buche findest Du die Hieroglyphen eines schöneren Seyns. Wenn Dein Herz sie deutet, so denke an mich....

Pirbaum bei Perschling, 16. Febr. 1801.

Mein Bruder!

Am 4ten reißt' ich nach Wien — ein kleines Briefchen unterrichtete Dich davon, worinn ich Dich zugleich bat, mir bald möglichst eine Copie jener Gedichte zu schicken, welche ich für Euer „Journal" bestimmt hatte.

Am 9ten kehrt' ich von der Kaiserstadt zurück, und traf Deinen lieben Brief vom 3ten, welchen Du mir als Vorblatt eines nachfolgenden ausführlichen ankündigst. — Ohngeachtet ich vielleicht mit Recht diesen hätte erst erwarten können, so würde ich Dir indeß doch geschrieben haben, wenn nicht viele mit dem

neuen Quartierwechsel verbundene Dienstgeschäfte mich gehindert hätten. Daß ein Brief von Dir unterweg's liegen geblieben, vermuthe ich fast. Ich bin jetzt zwei Stunden von der Poststation entfernt. Die Briefe werden an unser Hauptquartier geschickt, das sich immer noch in Muorstetten (4 Stunden von hier) befindet, und bis sie nur an Ort und Stelle kommen, geht leicht hie und da einer verloren.

Von Wien sag' ich Dir nichts, als daß ich Wilhelm glücklich gefunden habe. Ueber das Erste würd' ich Dir nichts Neues sagen können, und vom zweiten spricht sich's besser, oder schreibt sich wenigstens sicherer an einem andern Orte, wohin wir bald kommen werden.

Indeß über Wien von Karl nur das wenige: daß der Umfang, nicht die Schönheit der Stadt meinem Auge auffiel, daß ich den architectonischen Styl nur an einzelnen Gebäuden bewunderte, und vergebens jene Strassen suchte, deren erhab'ne Simplicität mich in I** so sehr entzückte.

Das Schauspiel, welches ich zweimal besuchte, fand ich mittelmäßig — das Ballet vortreflich. Ausser dem und dem berühmten Millerischen Cabinete, wo mich Niobe's Sohn mehr, als alles andre, fesselte, sah ich in Wien fast nichts, weil ich immer nur Wilhelmen suchte. Mit aller Mühe fand ich ihn endlich am dritten Tage. — Er läßt Dich grüssen. — Wir waren im Ganzen 11 Stunden beysammen.

Seine Idee webt heiß und liebend über dem griechischen Archipelagus. — Er detaillirte mir alles. — Ich lächelte über seine Meinung, daß diese Idee für uns so ziemlich neu wäre. Aber ich mußte erstaunen, wie viel er schon darinn gearbeitet hat, und ich ward wehmüthig über seine starrsinnige Behauptung, daß sonst gar Nichts zu thun sey.

Leb wohl.

Karl.

Bissingen an der Enz, 27. Mai 1801.

An L.

Denkt L. meiner noch? Unsre Kiele ruhten lange gegeneinander — auch unsre Herzen? —

Ich hab' indeß — im Sturme des Kriegs — 5 Länder durchzogen. Kein äußeres Drangsal zu Land blieb mir fremd — doch bin ich wohlbehalten in mein Vaterland zurückgekehrt, — um manche Erfahrung reicher, — um manchen süßen Traum ärmer. Doch Eines blieb mir unverändert, und ich unverändert in Einem.

Ehe ich weiß, ob — und wie Sie leben, und ob Sie sich meiner noch erinnern, verwahr' ich schweigend in meiner Brust das Viel, das ich Ihnen zu sagen habe. Ich schmeichle mir, Sie gefaßt — ergriffen zu haben, — ich glaube nicht, daß ich Sie je wieder verlieren werde.

Die Zeit ruft die Guten zusammen, warum sollten wir dem Rufe nicht folgen? Ich

war es lange schon müde, isolirt zu stehen. Mein herrschend Mistrauen wich dem Drange nach geeinigter erhöhter Wirkung. Kalter Egoismus isolirt sich, und der Dumpfschein eines vorhergegangenen Verbrechens. — Der Mensch sucht Menschen, damit er seine Bestimmung erfülle.

Können wir denn ruhig, denn zufrieden seyn, so lange noch eine einzige Kraft unthätig in uns schlummert? — so lange wir nicht das Höchste wollen? so lange wir nicht bestimmt wissen, wie wirs beginnen, und was dafür zu thun sey!? — — — —

Leben Sie wohl.

Karl.

24. Jun. 1801.

Wolken thürmen sich. Ein dräuendes Gewitter! Nie bangte mir bei dieser Naturerscheinung. Jetzt lieb' ich sie unaussprechlich. Dort oben — überm Leuchten der Blitze, überm Rollen der Donner — wohnt R*.

Wann das Licht sich mit Dämmerung gattet, schwebt im purpurnen Westhorizonte Sein Bild. Im Lispeln der abendlichen Natur weht Sein Geist.

Oft, wenn Lucifer noch über Aurora's Schlummer funkelt, blickt schon mein Aug hinüber nach Osten, und Lucifer funkelt über R*s Grabe.

O, was machen die Theuren? Ich grüße sie mit Thränen. Sie sollen mir klagen, mir, mir sollen sie klagen, in mein Herz ihren Schmerz ausgießen. Ich will ihre Thränen sammeln. Thränen um R* geweint, sind alle mein Eigentuhm. Mein Schmerz rennt von Eurem Auge; der Eurige von dem Meinigen. Wir sind in Glück und Unglück, in Freud' und Schmerz, in Kummer und Elend verschwistert.

Stuttgart, 3. Jul. 1801.

Theuerster!

Ich habe Ihre Sendung erhalten, und zwar an meinem 25sten Geburtstage. Ihr liebes Wort, und der Anblick Ihrer Sylhouette, (für welche ich herzlich danke) erhöhte die Feyer des Tages, und mischte einen Sternenschimmer in die wehmüthige Dämmerung meiner Seele.

Ich hatte einen Bruder — oder eigentlich einen Vater — denn ich bin, der Sohn seiner Bildung — o L*! was war das für ein Mann! Sie können sich eine leise Vorstellung von seiner Vortrefflichkeit machen, wenn ich Ihnen sage, daß er — — — —.

Vor 4 Jahren erhielt ich sein erstes schriftliches Wort. Im August 1800 sank ich zum erstenmal in seine Arme. Ich war sein Liebling. Und wenn diese Stufe in seinem Herzen sich nach dem Grade der Anhänglichkeit für ihn be-

stimmte, so verdiente ich, es zu seyn. Noch sinds keine 3 Wochen, daß er — — starb.

Soll ich Ihnen mehr erzählen?

Ihr Bild — hätte mein Herz gewonnen, auch wenn ich es erhalten hätte, ehe ich die Sprache Ihres Herzens vernahm. Ernst und mild — o ich liebe die düsteren Blicke. Aber mich dünkt, ruhigstille Wehmuth liege in Ihren Zügen, wie in Ihrer Seele. Sind Sie blond? — Ihre Körperhöhe wird schwerlich das Mittelmäßige übersteigen. Mich dünkt, sie haben mehr Anlage zur stillen Wohlthätigkeit, als zur schaffenden Größe. Irr' ich? —

Meinen Dank für das Journal. Mein Urtheil erhalten Sie im nächsten Briefe, der Sie auch noch in anderer Hinsicht befriedigen soll.

Leben Sie wohl. Bald mehr von

Ihrem

Karl.

Stuttgart, 14. Oct. 1801.

An —.

Gestehen Sie's nur, mein Theurer! Sie sind indeß über mich auf seltsame Vermuthungen gerathen. (?) — Denn ehe Sie über mein langes Schweigen Erklärung erhalten, mußte es Ihnen befremdend seyn, da ich meinen freundschaftlichen Aeußerungen und mancher andern Zusicherung zu Folge längst hätte Ihr liebes Briefgen vom $^{20}/_{5}$ beantworten sollen. Ich bin überzeugt, daß Sie es nicht auf Rechnung meiner *Herzenskälte*, noch weniger meiner *Wandelbarkeit* schreiben, aber für einen sonderbaren Menschen müssen Sie mich denn doch halten. — — — Aufrichtig; Lieber! — Ihre Lieder, Ihre Briefe und ihr Bild haben mir eine schöne Aussicht auf Ihr Herz eröffnet, ich träume von einem künftigen *engen* Verhältniß zwischen uns beiden. Ich *träume* — denn — Ihrer *Redlichkeit* und *Treue* bin ich versichert; aber noch kenn' ich nur einen *Theil* Ihrer Gesinnungen, so wie Sie — der

Meinigen, und wenn wir dann bei näherer Bekanntschaft an einem einzigen auffallenden Gesinnungs=Unterschied uns stießen — wie da? würden wir durch gegenseitige Modifikationen uns zu nähern suchen, oder — starrsinnig zurücktreten? — — — —.

Ich bin offenherzig, Freund! Nichts an mir bleibe Ihnen verborgen, wenn wir Freunde werden wollen, — ein Gleiches erwarte ich von Ihnen. Ich bin kein Liebhaber von schnellen Bündnissen; nur das Allmäliche wird stätig, aber da darf auch kein Zug übersehen werden. — Sind wir nun durch gegenseitige Offenbarung uns ganz sichtbar, und finden etwa, daß wir nicht zusammenpassen, so scheiden wir mit dem gegenseitigen heiligen Versprechen, tief und immer zu schweigen über das, was wir an uns — Homogenes oder Heterogenes — fanden. — Wollten Sie dies eingehen? — Dann hätt' ich einen Vorschlag: — — — —

Und nun zur Beantwortung Ihres letzten Briefs.

Ludwig! Theurer! das Bild Ihrer Glückseligkeit ist reizend — aber eben darum der Realisirung nicht leicht. „Ein freundliches Dörfchen" — gut! das wird nicht schwer zu finden

seyn: „in der Mitte von Naturmenschen, die alle gut und froh sind, deren Gut= und Frohseyn mein Werk ist, die mich innig lieben — und von mir geliebt werden" —

Ludwig! wenn Sie dies Dörfchen mit Naturmenschen gefunden haben, gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich mein Vaterland und alle meine Verhältnisse verlassen, und zu Ihnen ziehen will. — Wann sind die Menschen je an der Natur geblieben? — unnatürlich — oder unternatürlich — so fand ich den Haufen noch immer — (von Einzelnen sprech ich nicht.) „Deren Froh= und Gutseyn mein Werk ist." — Das wäre die Hauptsache. Aber wie macht man die Menschen gut und froh? — „Durch Lehre und eignes Beispiel." — Werden wir uns dafür immer selbst treu bleiben? — Ich bin nicht gerade ein Skeptiker, Freund! aber so viel hab ich gesehen: Lehre fruchtet fast Nichts, Beyspiel wenig. Das Götterbild der Menschheit verdunkelt bei der Ansicht der Menschen. — Aber es soll strahlen in seiner Hehre, strahlen in seiner ewigen Würde! So lange das Bild der Menschheit in uns lebt, werden wir nicht sinken. Dies Bild fordert That. That ohne Hoffnung des Erfolgs. Selbst mit Gleich=

muth, ob der Augenblick des Gelingens erschei-nen würde, oder nicht. Sehen Sie, dieß ist der Grundstein meiner praktischen Philosophie. Wollen, ohne zu hoffen — Handeln, um sein Daseyn auszufüllen, um die Schuld des Lebens abzutragen, ohne Rücksicht auf Lohn. Han-deln — thätig seyn im Einzelnen und im Gan-zen für ein entartet Geschlecht, weil die Mensch-heit es fordert. Streben, das Götterbild das in uns lebt, zu realisiren, erst an unsern Brüdern, dann an unserm Volke, endlich an unserm Geschlechte; vor allem an uns selbst." — Ein ungeheurer Gebirgskoloß, des-sen Gipfel ich nicht sehe. Aber besteht er deshalb weniger, weil ihn die Wolken verhüllen? „da-zu eine Gattin — gut, mild, häuslich und klug wie meine — und Kinder, froh und gut und ohne Falsch." — Das Erste haben Sie bereits gefunden, das zweite wird Ihnen nicht entste-hen. — „Und um meine Wonne vollkommen zu machen, nah und fern, Freunde, die für Menschenwohl glühend, enge mit meiner Seele verbunden, ihr höchstes Glück im Gutesthun finden." — Bei meinem Herzen, Freund, hier trafen Sie genau und innig mein Herz, und meine Gesinnung. Indessen aber — (ich trage

kein Bedenken, gerade mich zu äußern) idealisiren Sie nur zuviel, und Ihr Objekt steht noch nicht fest und deutlich genug in Ihrer Seele. Gutes thun, Menschenwohl befördern. — Leicht gesagt, herzlich gewollt — aber das „Wie?“ Ich habe mir darüber schon in meinem 17 Jahre den Kopf zerbrochen, und bin endlich auf eine sonderbare Idee gekommen — davon ein andermal. —

Ob Ihr Ziel — fragen Sie — nicht unter wenigen Modifikationen das Meine sey? — daß mein Streben modificirter ist, als das Ihre, zweifl' ich. Bestimmt ist es gewiß — das fernste Ziel, mein Freund, ist das beste. Da gewinnt die Thätigkeit einen möglichst weiten Raum, — und Thätigkeit — edelste Thätigkeit ist's im Grunde, was wir beide rein wollen. — Mein Ziel fällt schwerlich in dieses Jahrhundert — Sie werden vielleicht lächeln; — aber mich kümmert die Aernte nicht; ich bin für die Aussaat. Jede Erreichung ist mir nur Ermunterung, und Mittel einer weiteren. Selbst häusliche Glückseligkeit erkannt' ich nie als Zweck, nur immer als Mittel. Das Ziel, welches ich hienieden vielleicht erringe, ist: an mir selbst vollendete Menschenexistenz — das höchste

Selbstbewußtseyn — welches ich eigentlich für den ursprünglich natürlichen Zustand unserer Seele erkenne. — „Man bedarf des gleichgesinnten Freundes.“ — Ja, man bedarf dessen, des Bruders, zur gemeinsamen Vervollkommnung, zur gemeinsamen Wirkung. — — Ahnden Sie meine Handlungsweise noch nicht — so soll sie Ihnen im nächsten Briefe vollends deutlich werden. — Ich bin nun ohne Rückhalt gegen Sie, aber Ein Brief kann nicht alles umfassen.

„Der Mensch kann nicht ohne Eigennutz handeln.“ Wahr — in soferne das Gefühl erfüllter Forderungen der Pflicht der erste Beweggrund all unserer Handlungen ist. Diesem Wohlgefühle zu lieb mögen wir immer handlen. Es ist unser sicherster Thätigkeitstrieb, und in dieser Rücksicht ist die höchste Tugend der höchste edelste „Eigennutz.“ Thätigkeit einzig und allein, um — seine Vortrefflichkeit zu erhöhen — aber nicht einzig und allein, um — seine Lage zu verbessern. Das Ewige festzuhalten — oder vielmehr — sich am Ewigen festzuhalten, und das Vergängliche mit Nichtachtung an sich vorübergehen zu lassen — dieß ist der Eigennutz des Aedeln.

Für dießmal genug, mein Bester. Meinen Vorbrief werden Sie erhalten haben, worinn ich Ihnen für Ihr Bild und das Journal dankte. Ueber das leztere später. —

K. L.

---

24. Oktob. 1801.

Unsre vaterländischen Herbstfreuden sind vorüber. Ich nahm keinen Antheil. Selbst gegen die bis jezt sich erhaltene Lieblingin meiner früheren Jahre, die Pyrotechnie, war ich gleichgültig.

Wann werde ich mich wieder freuen? — Den stilleren Freuden des Lebens war ich sonst so hold; jezt ruh' ich an ihrer Quelle, und — sie werden mir stets fremder. Soll ich diesen Zustand der kalten Apathie seegnen? Ich kann es nicht. Ich betrachte mich oft mit Unmuth.

Wo ist der lebenswarme, funkensprühende Jüngling? — Syrius? — verloren fällt sein Stral in die kalte Nacht. . . .

Ach, ich weiß ja wohl, warum dieß alles so ist. Am E... ragen die heiligen Gräber....

St. . . . 9. Dec. 1801.

An J...

Du mit dem sanften Herzen verkündigst dem meinigen ein neues Licht! — Diese Heimweisung zeugt vor tausenden von deiner milden Güte, von deiner zarten Achtsamkeit auf das Schiksal meines Herzens. Ach, glaubst du, daß meine frühgealterte Seele sich verjüngen, daß mir Gefühle wiederkehren werden, für welche ich bereits alle Empfänglichkeit verloren zu haben glaubte? — Es ist unglaublich, wie jezt dieß Herz, das vor fünf Jahren für jede Glückseligkeit, für jeden Genuß die blühendste Anlage trug, — wie dieß Herz jezt so verödet ist.

Es ist unglaublich, daß ein so kurzer Zeitraum die volle Lebenswärme der Jugend in kalte Gleichgültigkeit gegen die Freuden des Lebens verkehren sollte, aber es ist wahr. Ich hatte um N's Bild den Kreis aller meiner Wünsche geschlossen. Was dahin nicht Bezug hatte, entsank meiner Vorstellung bald durch seine eigne Werthlosigkeit. So blühte endlich ein Garten der auserlesensten, aedelsten Pflanzen, die die Sonne seines Einflusses auferzog. — Unter gieng die Sonne, und im eisigen Nachthauch erstarrten die Pflanzen alle. Halte dieß Bild fest. Wenn du einst in der Irre über mich bist, wird es Dir das Mittel seyn, meinen Zustand zu begreifen. — Ich kehre immer zu ihm zurük, weil ich in ihm die Geschichte meines Gefühls treffend gezeichnet finde. Du darfst aber nicht glauben, daß ich klage, daß Kleinmuth, daß Charakterverlust solchen Beziehungen zum Grunde liege. Der Mann hat sich erhalten, hat sich erhöht unter den Verwelkungen; nur die Dichtungsgabe, die Verschönerungskraft meiner Seele ist mit ihren Lieblingsgeburten untergegangen. Ich kann nicht mehr schön träumen, nicht mehr leise Hoffnungen der Freude nähren. Wenn ich's versuche, werden's finstere

Bilder, Felspfade, Scenen einer blutigen Zukunft, die meinem Herzen wehe thun, es nicht beruhigen. Und darum habe ich meiner Regsamkeit von dieser Seite Halt! geboten. Gute Nacht, Arkadien! — Im Felde der Wissenschaft wohnt einzig Ruhe für mich. —

St...., 20. Dec. 1801.

An A*

Die Geschäfte dieses Jahres habe ich gestern beschlossen; und nun erst kann ich wieder mit ungetheilter Seele den Gefühlen zärtlicher Bruderverhältnisse Raum geben. — Ich hatte eine beinahe unüberwindliche Trägheit aus dem Felde mitgebracht. (R* erklärt sie als eine Folge übermäßiger Anstrengungen.) Sein Tod hatte mich vollends in einen hinbrütenden Dumpfsinn geworfen; und gerade jetzt warteten unaufschiebbare Arbeiten auf mich. Ich sah die

Nöthigung, mich zu forciren, und gab dadurch das Signal einer Gemüthsempörung, zu welchen frühere Veranlassungen schon den Samen in mein Inneres gestreut hatten. Gewaltsam rüttelte sich mein Wesen, und manche zärtere Empfänglichkeit verschwand für immer. Bei dieser Gelegenheit schwang sich der Sinn für abstrakte Beschäftigung, welche das Herz ganz ruhig läßt, auf den Thron. Pallas — in vorzüglicher Hinsicht auf ihren blutigen Rival, ward meine Muse.

Auch wirft ruhige Heiterkeit wieder ihre Sonnenblicke auf meinen Pfad. Ich erscheine mir nicht mehr als düsterer Fremder am eignen Heerde. Die Vaterfreuden winken, und ich erwarte von diesem Gefühle völlige Abglättung für die noch übrigen Schroffen meines Herzens. Auf welchen wunderbaren Wegen hat mich das Geschick zu dem Punkte, von dem ich einst ausgieng, zurückgeführt! — freilich mit einem Reichthum und einer Aussicht, welche nun alles an höhere Bestimmung knüpft, und in das Kleinste eine Bedeutung legt, ohne welche diese Wege für mich verloren gewesen wären.

Der Winter hat seine Flocken umhergestreut. Weiß glänzt das Thal und die Berge. Im Sonnenglanze funkelt mein Eldora. Der Winter hat etwas Erhebendes, etwas Stärkendes für mein Herz. Wohlgefühl und ein helles Auge gewährt er mir. Der Herbst schafft mir Schwermuth. — —

Mit den versprochenen Gedichten mußt Du nun freilich noch warten, bis das Jahr vollends herum ist. Ich werde auf die Feiertage nach L* gehen, und dort — von jedem lästigen Verhältniß entbunden, ganz meinem Herzen überlassen, werde ich sie Dir schreiben. Indessen — mit dem süssen Glauben, daß auch dieß Dir Freude machen werde, schicke ich Dir ein Paar Erstlinge meiner zeichnenden Muse. Sie gehören eigentlich Dein, denn Dein Andenken hat sie zeichnen helfen. Während ich damit beschäftigt war, überraschte ich mich öfters bei den leisen Selbstversicherungen: A* wird sagen: dieses gefällt mir besser, als jenes! — —

Stuttgart, 2. Febr. 1802.

An L*

Sie werden ungeduldig geworden seyn über mein langes Stillschweigen, doch werden Sie es nicht gemisdeutet haben. Ich habe seither am Pulte oft und thätig an meinen L* gedacht. Ich habe viel für Sie geschrieben — aber neuerdings gefunden, daß es zuviel ist, um genug zu seyn. Ich habe mich so weit ausgebreitet, daß aus dem Briefe ein Buch hätte werden müssen, und am Ende hätte ich Ihnen doch nichts Neues gesagt.

Lieber, Guter! was könnte ich Ihrem ädlen Herzen, Ihrer schönen Vernunft noch sagen? — Tugend ist die grose Forderung; darüber sind wir eins — wie über unsre Bestimmung: Wirkung auf's Allgemeine durch Begründung der Tugend. —

Gute Menschen sind insgemein einig über das Ziel; aber über die Wege dahin oft so verschiedener Meinung! Und darum wird so selten etwas Hohes erreicht, weil der Einzelne wenig vermag — nichts vermag in Hinsicht auf's Ganze — und schon bei dreien leicht Collisionen entstehen. — — —

Die Menschen sind so schwer zu überzeugen, daß man wirklich aus reinem Antriebe ihr Bestes wolle. Man muß daher gleichsam nur verstolnerweise ihr Heil befördern. Der wahre Menschenbeseeliger muß still und geheim wirken, wie die Kraft der Natur, nur in ihren Folgen sichtbar. — —

Ich verzweifle nicht an den Naturmenschen. Ich glaube, daß es vielleicht solche gegeben hat, daß es zuverlässig einst solche geben wird. Aber ich zweifle sehr, ob es heut zu Tage ein Dörfchen giebt, dessen Bewohner nur zur Hälfte das sind, was ich Naturmenschen heise. Ich halte nämlich das höchste, reinste, deutlichste Bewußtseyn unsrer selbst für den ursprünglich natürlichen Zustand unsrer Seele. Dieses Bewußtseyn aber ist das der

Tugend, und Tugend ist mir das Resultat der vollkommnen harmonischen Thätigkeit aller in uns liegenden Kräfte. Wo noch Kräfte schlummern, da sehe ich den Zustand der Unternatürlichkeit. Wo sie zwar vielleicht alle, aber unharmonisch und schief wirken, da sehe ich den Zustand der Un- oder Widernatürlichkeit. — —

— Die einzelnen Guten — meine ich — sollen sich sammeln, einigen, sich zuschwören: „Wir wollen der Stamm eines bessern Volkes seyn.. Wer aber nicht selbst realer Bürger des idealen Volkes ist, ist zum Menschenbeseeliger verdorben. — — —

Warum man Menschenwohl befördern soll? — Im ädleren Herzen tönt der hehre Aufruf. Zugleich sagt uns die Vernunft, daß wir eine Anzahl von Kräften haben, für die durchaus sonst kein Gegenstand der Totalverwendung aufgefunden werden kann. Harmorische Wirkung aller unsrer Kräfte für das höchstmögliche Objekt aber ist vollendete Menschenexistenz. —

Der Beförderung des Menschenwohls steht als größtes, ja! als einziges Hinderniß die

sinnliche Natur, das Streben nach Genuß entgegen, welches die Menschen bei dem lebendigsten Bedürfnisse der Gesellschaft vereinzelt, weil sie sich unausbleiblich auf diesem Wege hindern müssen. Die Hindernisse der Gewohnheit, der Vorurtheile, der Erziehung, ꝛc. sind alle Kinder derselben Mutter. — —

Sie haben ein Erdenziel, Freund? Ich nicht. Ich habe ein Ziel; ob ich es nun hienieden erreiche, oder nicht hienieden, weiß ich nicht, frag' ich kaum. Alles Uebrige ist mir Mittel. Indessen — diese Verschiedenheit ist nicht wesentlich zwischen uns. Ich denke anders über Glückseligkeit, als Sie. Das stört unsre Harmonie nicht. Wir denken ja einig über die höchste Würde des Menschen. — —

Stuttgart, 7. Apr. 1802.

An —

Das Ideal erhöh'ter Menschennatur sey ewig Dein Leitstern. Entwickle jede noch schlummernde Kraft zum Einklang ihrer Wirksamkeit mit Deinen übrigen. — —

Vernunft Deine Führerinn. Ihr Licht Dir zur hellen — helleren Flamme zu erheben, wo sie Welt und Menschen und Dich im vollen Schimmer der Wahrheit zeigt — kluger Wanderer! möchtest Du hier Mühe scheuen? — —

Moralische Freiheit, Unabhängigkeit Deiner geistigen Natur von jedem heterogenen Gesetze, als Resultat strenger Selbstbeherrschung, sey Deinem Geiste das Ziel des höchsten Adels. — Wahrheit, Tugend und der von beiden unzertrennbare Charakter ächter Schönheit — die ewigen Idole besserer Menschen — müssen auch Dir den Horizont Deiner moralischen Geistesthätig-

keit bilden. — Zur Entfesselung der Menschen von den Banden moralischer Niedrigkeit so viel beizutragen, als Dir möglich, jeden Menschen auf den Du einzuwirken vermagst, dem Ideal vollendeter Menschheit näher zu führen, sey Dir unwandelbare Tendenz Deiner unermüdeten Kraftäusserung. — —

Stets sich erweiternde Menschenkunde im Ganzen und Einzelnen, und Studium des Entwicklungsgangs der menschlichen Natur werden Dir die Fortschritte Deiner eignen und fremden Bildung erleichtern. Wissenschaft und Kunst müssen Dir stets die schönsten Gaben der Gottheit seyn, die Dich zum erhöhten Bewußtseyn Deiner ädleren Natur führen. Aber ehre sie nur so lange, und in so ferne, als sie ihrer Bestimmung gemäß den Menschen zur Erreichung ihrer Zwecke behülflich sind. — —

Träume nicht, sondern denke und handele. Nichts thun wollen, weil man nicht alles kann — und Tempel des Nachruhms in Süden bauen, ohne einen Fuß aus dem Norden setzen zu wollen, oder den Pfad dahin auch nur zu kennen, — wäre gleich thöricht. — —

Nimm lebhaftes Interesse an den Schicksalen der Menschheit im Ganzen. [Aber, überzeugt, daß allgemeine Ordnung immer nur in dem Grade herrschend seyn kann, als jeder seinen Posten mit Ehre behauptet, bilde mit rastloser Verwendung an dem Platze, den die Natur durch den schweigenden Wink der Geburt — oder wie immer — Dir anwieß. — Erkenne als Bürger die Heiligkeit des Staats, kenne Deine Rechte und Pflichten gegen ihn, und bilde Dich für einen fixen Standpunkt in demselben, um Deine Schuld abzutragen, oder Wohlthäter Deiner Mitbürger zu werden. — —

Stuttgart, 6. Jul. 1802.

An L*

Dank für Deinen reichen Brief. Ich fühle mich so hingezogen zu Dir! Ich achte Dich so hoch! Ich liebe Dich so innig! — daß ich

mich so zu Dir hingezogen fühle, das ist Ahnungssympathie höheren Seelenwerthes. Daß ich Dich achte, das ist das Gefühl Deiner Würde; daß ich Dich liebe — ist Folge von beiden. Ich bin Dein Bruder. Auch Dein Freund möchte ich seyn, d. h. ich möchte Dich auch in den einzelnen Nüancen Deines Wesens kennen, ich möchte, genau detailirt, wissen: warum ich Dich liebe. Sieh Lieber, so mein' ich's mit dem sichtbar seyn. Bisher warest Du mir ästhetisch-klar; damit will ich sagen: Du machtest durch Ankündigung Deiner Hauptzüge einen freudigen Total-Eindruck auf mich; nun sollst Du mir auch philosophisch-deutlich werden; d. h. Du sollst Dich mir zu erkennen geben in allen den einzelnen, eigenen Zügen Deines Wesens, welche zusammengenommen Deine Individualität rein bestimmen. Die Forderung wäre groß, wenn sie — Forderung wäre. Es ist der Wunsch des Freundes.

Deine angekündigte Schilderung erfüllt ganz meinen Wunsch. Sie soll mir heilig seyn als das Heiligste, was der Freund dem Freunde geben kann. Auch will ich Dir ein Gleiches

dagegen geben, wenn Du noch nicht vermögend seyn solltest, mich aus meinen Briefen zu zeichnen und zu koloriren. Frage, und ich werde antworten.

„Aus einer gewissen moralischen Trägheit" hast Du bisher Deine Selbstschilderung und Deine Selbstrevision unterlassen? — Da haben wir Einen Feind, mein Theurer! Ich träumte von jeher zuviel, und handelte zu wenig. Wie viele schöne Vorsätze hab' ich gefaßt — wie wenige ausgeführt! das ist Geistesträgheit. Neben dem fehlt mir's an der gelassenen Beharrlichkeit, das Beschlossene in's Werk zu richten. Ich bin zu hastig, zu stürmisch, wo ich selbst handle. Ich werfe mehr über den Haufen, als ich baue. Das ist mein cholerisch-melancholisches Temperament. Darum bin ich geschickter, andere zu leiten, als selbst auf dem Platze zu wirken.

Deine Thätigkeit — o wie bist Du glücklich! — wie machst Du Dich so rühmlich verdient um die Zeit! — Was Du thust, ist viel, mein L*. — —

Da hast Du recht; was könnte der Mensch, und was würde er seyn, wenn er wüßte, was Beides zu bedeuten hat! —

Wecken muß man ihn. Nur der Herold seiner Kraft kannst Du seyn, anfachen zur Flamme die Glut, die in ihm schlummert; weiter kannst Du nichts. Geben kannst Du ihm nichts. Leiten kannst Du ihn, emporrütteln und leiten — aber nicht erschaffen. Darum müssen wir manchen vorüber gehen, der die Forderungen des Lebens zerrissen hat, dessen Funke erloschen ist, der nichts ist, gar nichts mehr. Es ist traurig, aber wahr: Sehr viele Menschen sind gar nichts mehr — ohne Rettung verloren für's Bessere. —

Deine Maxime ist die meinige, mein Theuerster! — O es giebt kein erhabeners Wort als das: „Wollen ohne zu hoffen!" — Selbst verzichtend auf einen Nahmen im Buche der Nachwelt, selbst ertragend den Gedanken seiner Verlöschung im Herzen der wenigen theuern — verkannt unter verfehlten Entwürfen, unter verlorenen Thaten, entsagend selbst dem Glauben an Unsterblichkeit — hinabzusteigen, bewußtvoll und heiter, in die Grube voll Nacht, die das Denkmal der — Vergessenheit deckt!!! — O welche Grösse mein L*! — —

Gewiß ist es mir nicht gleichgültig, wie Du über die christliche Religion denkst. Und ich will Dir hierinn zuvorkommen.

Stuttgart, 4. Dec. 1802.

Du antwortest lange nicht — auf zwei Briefe. — Alles schweigt mir! — — Und wenn die Sonne hinter Wolken sich birgt, neigt ihre Blume traurig das Haupt.....

.... Ausserdem aber wirst Du Dich wundern, wenn Du mich wieder siehst. Ich bin zwar gesünder und stärker, als jemals; aber — ich weiß nicht — ich bin nicht mehr, wie ich vor 2 und 3 Jahren war. Was dort meine ganze Seele mit Macht ergreifen und erschüttern konnte, berührt jetzt oft kaum ihre Oberfläche. Vieles ist mir jetzt gleichgültig geworden; was mir damals den Schlaf raubte. Immer noch ist meine Phantasie sehr thätig...... Aber ich werde so selten mehr von etwas gerührt, daß

ich glauben möchte, mein Herz sey abgestorben, wenn nicht der Gedanke an... es immer und ewig so wild entflammte. R.... allein noch streut duftende Blumen auf meinen Weg, R... allein noch beleuchtet ihn mit Sonnenstralen und — Blitzen. Alles Uebrige nimmt mein Verstand und meine Phantasie auf. Die Blüthenzeit meines Herzens ist vorüber, und um seine Früchte hat mich das Geschick betrogen.

„Dein R..." sagst Du? — Ja! ihn lieb' ich, in ihm lebe ich zum zweiten male wieder auf — in ihm!.....

Ich möchte quitt seyn mit der Natur und meinen Theuren! Ich möchte eine That gethan haben, über welche hinaus das Leben nichts mehr ist, als eine Wüste. Dann legt' ich die Zukunft meines K— in Dein Herz, und gienge still hinweg, ihn zu finden. — Ach, die Forderungen der Menschheit sind kindisch! Gott schenkte ihr die Kraft zur Tugend; ungebraucht vermodert sie. Aber nach Unsterblichkeit streckt das Kindergeschlecht ungestümm die Hände aus. Lebe wohl.

Dein Karl.

St...., 16. Jan. 1803.

An —

Mein Theurer!

Wie glücklich bist Du, daß Du auch Deine Berufswege so leicht in Deinen Pfad verschlingen, daß Du all' Dein Thun, durch seine nahe Verwandtschaft, in einer engegefügten schönen Kette vesthalten kannst! Deine Arbeiten greifen homogen in einander, wie die Räder im Uhrwerk, und darum, mein Ludwig! mag es seyn, daß Du weit mehr, aber glaube mir, daß Du weit leichter arbeitest, als ich.

Blose Verstandes-Beschäftigung schätz' ich, aber ich liebe sie nicht. Mit Unlust treib' ich Mathematik, aber ich kann sie nicht entbehren.

Ist das Karl? frage ich mich oft verwundert, wenn ich mich über der Betrachtung einer schönen Gegend überrasche, die ich blos mit

einem militärischen Auge ansah. Es ist nun einmal so. Das Schicksal warf mich in diese Bahn; aber ich mag nichts halb seyn. Ich drehe mein Objekt so lange herum, bis ich eine freundliche Seite finde. Ach! man kann viel auf jedem Wege! Meine Phantasie liegt in Fesseln, und mein Gefühl schlummert traurig neben ihr.

Webe nicht zuviel ausser Dir selbst. Die Rückkehr zuweilen auf sich selbst — wie eines entfernten Bekannten mit unverwöhntem und unbestochenem Musterungsblick — ist wohlthätig. — Die Erinnerung ist oft eine schwache trügliche Zeugin, darum rath' ich Dir, Deine Annale nicht zu vernachlässigen. Wenn Du nach Jahren Deine Vergangenheit — pünktlich verzeichnet — überblickst; gewiß es wird Dich freuen, so bekannt mit Dir und Deinen Wegen zu seyn.

Lade Dir nicht zuviel auf. „„Der Werth „„des Lebens besteht zuweilen in einer einzigen „„That: was drüber hinaus liegt — ist Wüste.““ Was Deine Wahl ergriff, das durchdringe Dein Geist mit all' dem Seegen seiner Kraft. Je

mehr Gegenstände Du umfassest, je weniger wirst Du des Einzelnen genügend pflegen können.

„Du findest Dich selten so gut, als Du wünschest." — Für diese Ungenügsamkeit danke dem Himmel, mein Theurer! — Sie ist das Vorrecht einer ädleren Seele. Der Adel des Bessern besteht in der Trauer, mit welcher er den Raum zwischen sich und seinem Ziele erkennt und rastlos durchstrebt.

Wünsche mich nicht an Deine Seite! Ich bin Dir mehr in der Ferne, als ich Dir in der Nähe seyn könnte. Meine Wortkargheit, mein düstres Wesen und meine Heftigkeit würden mich Dir bald entleiden. Es ist besser so; Du schaust nur meine schönere Seite, und träumst Dir selbst ein Bild von mir, das Dir meine Gegenwart trefflich ersetzen kann. — — —

Ich danke Dir für Dein Vertrauen. Es ist viel, sehr viel, was Du zusagst. Aber Du wirst Dich nicht irren in mir. Arglosigkeit und Treue machen die Basis meines Charakters aus. Ihre Criterien liegen unverkennbar in meinem Aeussern, und das hat mir schon manches Zutrauen erworben.

Gerne will ich Dir mein Innres schildern, wofern Du es noch nicht aus dem, was Du von mir weißt, gefunden hast. Es läßt sich wenig davon sagen, denn es ist einfach und prunklos.

Meine Phantasie ist das vorzüglichste an mir. Diese kennst Du so ziemlich. Sie ist aber auch meine Feindin, denn sie gebiert mir ein Heer von Launen, die meine Stimmung trüben und meinem Streben nach Wissenschaft und Gleichmuth hinderlich sind.

Mein Verstand ist gewöhnlich. Ich habe nicht viel Scharfsinn, doch — so zu sagen — trefliche Fühlhörner; was dem — interessant ist, springt mir überall in die Augen, meine Empfindung faßt es schnell auf, und meine Darstellungsgabe producirt es glücklich. Im Schließen bin ich allzukühn und hastig, wie denn überhaupt Phantasie und Gefühl bei mir sich fast überall einmischen. Zum Gelehrten bin ich deshalb verdorben: aber zum Menschen taug' ich desto besser.

Mein Wissen ist geringer, als es seyn sollte. Aber was ich davon errang, gehört mir

eigen zu. Ich bin das Meiste durch mich selbst. Erst in neuerer Zeit begann ich eigentlich meine Studienperiode.

Mein Herz ist gut, aber heftig. Ohne frühes Uebergewicht einer ädleren Imagination und eines geheimen Stolzes und glücklicher Umstände, wäre ich zuverlässig ein ausschweifender Mensch geworden.

Bei all' meiner Leidenschaftlichkeit und Hizze bin ich doch zuweilen träge und unschlüssig. Bei der dringendsten Vorstellung von der Nothwendigkeit irgend eines Beginns ist es oft, als ob meine Materie so schwer wäre, wie der ganze Erdball. Ich bin leicht beleidigt. Auch zum Hohne bin ich aufgelegt, und überhaupt bisweilen rachsüchtig. Aber meine natürliche Gutherzigkeit erringt meistens den Sieg.

Nicht selten bin ich nachlässig in Erfüllung zarterer Pflichten, schlendernd und langsam. Wer mich nicht genau kennt, wird mich oft für indolent halten. Aber es ist meist nichts, als allzugrose Hastigkeit des Gefühls, welche keine That reifen läßt.

So hättest Du nun vor der Hand das Hauptsächlichste. Offenheit gegen den verständlichen Freund ist des Freundes Pflicht. Ich werde Dir stets sichtbar seyn. — — —

R* ist gewiß ein recht guter Mensch. Aber meine „Fühlhörner" zogen sich langsam wieder zurück, als sie ihn berührt hatten. Dein Urtheil ist das meine. — Das Gewühl des Lebens scheint ihn mehr zu amüsiren, als zu interessiren. Das ist gewöhnlich die Aernte vom Reisen. Man verliert über der mikrologischen Beachtung des Einzelnen das Allgemeine, und die Menschheit mit der leidenden Miene tritt allmählich aus dem Gesichtskreise. — So ungefähr ist auch —. Was nicht den Stoff zu einem Gedichte abgiebt, ist wenig für ihn. —

O, wie ganz anders ist M. Er denkt, fühlt und spricht noch weit lebhafter und hinreissender, als er schreibt. Er lebt ganz für seine Sache, und wird auch sterben für sie. —

K. L.

St. 1801.

Bange ist Dir um mich? Sorge nicht! Meine Phantasie untergräbt mein Leben, aber nicht meine Tugend. Mit letzterer könnte ich das erstere erkaufen. Aber wer möchte das!.. Ich bin wohl ein Thor, daß ich da beginne, wo andere aufhören! Ich bin zum Jüngling geworden, der sich nach dem Unbegreiflichen sehnt...

Meine Verhältnisse sind meine Tyrannen. Ihre Macht ist größer, als meine Kraft. Und so verzehr' ich mich in glühendem Sehnen.....

Stuttgart, 3. März 1803.

O! — ich habe eine traurige Entdeckung gemacht! — Auch am Busen der Natur keine Ruhe mehr! Nirgends ein Genügen! Eine innere Fülle — wie ein gedämmter Strom, welchen Gewitter anschwellten — droht sie zu durchbrechen. — Ich kämpfe, ich ringe mich ab — was ich erringe, ist freilich jedesmal Ruhe, aber was für eine? — Eine dumpfe Abspannung, die oft wochenlang dauert, und gar keine Frucht reift.

Meine einzige Medizin ist das Schöne. Eine holde Dichtung beruhigt mich wunderbar. Da schweb' ich froh und leicht in einer Welt, in welcher ich diese vergessen kann, der ich so wenig seyn kann, als sie mir ist.

Aber verschweige meinen Zustand, denn mir kann niemand helfen.

Ich bin seit Wochen beschäftigt, das Manuscript des Almanachs zu ordnen, den ich un-

ter dem Titel Hebe auf 1804 heraus geben will. Ich habe wieder schätzbare Beiträge; auch werden sieben schöne Kupfer dazu gestochen *). Bei diesem Geschäfte ist mir wieder wohl. Die Poesie in ihrer höhern Bedeutung; in ihrer bessern Ausübung, als der reine Ausdruck einer schönen Menschlichkeit, ist mir unendlich theuer. Die Kunst —! ist das höchste Leben der Seele. Auf diesem Wege entziffert der Mensch die Natur, und nahet sich den Göttern.

Ja! wenn Du jetzt nicht kommst, könnte die Zukunft unserm Wunsche manches Hinderniß entgegenwälzen, Auf meinem Mutterboden umarmt' ich Dich so gerne! sähe so gerne Dein Aug' sich weiden an den Lieblichkeiten meiner Heimath! Dein Aug' sich spiegeln im Auge meines Rudolphs!...

Ich sehe Dich auf jeden Fall. Eine Reise zu Dir hat nun der Schwierigkeiten wenige. Wenn ...... überstanden ist, muß ich reisen.

---

*) Dieser Almanach ist nicht erschienen.

der Herausg.

Meine Seele wird genesen unterm lieblichen Wechsel der Gegenstände, wo auch der Verstand wieder neue volle Aernde findet. Die Bücher sind mir beinahe verhaßt; und das ewige Einerlei der Lebensweise lähmt meine Fittige.

Ich grüsse — — — mit Liebe und Sehnsucht....

Dein Karl.

Stuttgart, 13. Jul. 1803.

An L*

Lieber Bruder!

Du schwiegst so lange, daß Du uns in der That Sorgen machtest. Du hattest mir Nachricht — wenn auch nur 2 Worte — versprochen, gleich nach Deiner Ankunft in A*. — Das lag mir im Sinne, und darum fürchtete ich, es sey Dir unterwegs etwas zugestossen.

Daß unsere persönliche Nähe bei Dir die Art, mich zu behandeln, näher bestimmt hat, glaub' ich Dir wohl. Es ist dieß gewöhnlich der Fall. Daß sie aber Dein Urtheil über mein Inneres nicht modificirt hat, bin ich gewiß. — Schon längst mehr an schriftlichen Umgang von Werth und Bestimmtheit, als an mündlichen gewöhnt, bin ich auch dort weit mehr erkennbar in meinem Wesen, weil auf diesem Wege mein besseres Seyn größtentheils sich entwickelte. Was Du also von den 8 Tagen her an mir zu tadeln oder zu loben weißt, kann vorzüglich nur mein Betragen betreffen. Was Du sonst noch an mir entdecken konntest, wird Dir meine Selbstschilderung gesagt haben. Hat sie es nicht, so unterlasse ja nicht, mein Bester! durch Angabe dieses neuen Zuges meine Selbstkenntniß zu bereichern.

Gerade so ist mir's auch mit Dir. — Ich habe L* erwartet und L* gesehen. Was Du bist, wußt' ich zuvor. Meine Vorstellung von Deinem Aeusserlichen traf nicht ganz mit der Wirklichkeit überein. Ich dachte mir unter einem Anstriche von schwermüthiger Milde mehr Wogen des Gefühles und zuweilen Momente

aufbrausenden Unmuths. Ich fand — was ich lieber fand — den Anstand männlicher Ruhe, Beachtung des Augenblicks im Gesellschaftlichen, Verhüllung des Gefühls in dieser Rücksicht, und Beherrschung der Launen, nur zuweilen — nur zuweilen eine etwas bizarre Heiterkeit. Sie war Dir wahrscheinlich nicht natürlich, wie? Sie war vielleicht ein Opfer, das Du der Gesellschaft zu bringen dachtest, eine Maske, hinter welcher Du Deinen geheimen Kummer verstecktest? — In allem diesen steh' ich Dir nach. Ich unterhalte nicht so gleichförmig, bin nicht genug Herr meiner Launen, kann nicht leicht ein starkes Gefühl, hauptsächlich kein bitteres, unterdrücken ꝛc. Nun, ich werde hören, was mein L* dazu sagt.

Keinen Dank für das, was ich Dir seyn konnte, während Deiner Anwesenheit. Du bezahltest dafür mit Wucher durch das, was Du mir warst. Es war mir lange nicht so wohl, als an Deiner Seite; selbst so heiter war ich lange nicht.

Stuttgart, 9. Aug. 1803.

An L*

Theurer Bruder!

Die Meinigen machen eben ein Paquet für Dich zusammen, und das kann ich doch nicht abgehen lassen ohne ein paar Worte hinzu zu legen, wiewol ich Dir erst nach mehreren Tagen schreiben, vielerlei schreiben wollte.

Indessen nimm mit diesem Wenigen vorlieb. Ich freue mich mit Dir über Deine Beförderung, und wünsche Dir von Herzen Glück. Jaja! Menschen Deines Schlages dürfen getrost vorwärts schreiten in der Welt. Wenn sie nicht gerade das Unglück hartnäckig verfolgt, (und auch das ist gewissermassen ein Vorzug) so werden sie bald ihre äussere Lage mit ruhigem Blick übersehen können. Die Welt bedarf ihrer, und wenn sie keine Hypochonder sind, so werden sie das nicht übersehen. Der Aeusserlich-Un-

glückliche bereitet sich gewöhnlich sein Schicksal selbst. Zu eigensinnig, geht er nirgends den Menschen, die doch im Grunde gute Narren sind, freundlich entgegen, sondern will, daß man ihn aus seinem Dachsbau heraushole; aber diese Mühe lassen sich eben die guten Narren zuweilen verdrießen.

O! ich habe wieder ein paar Menschen kennen gelernt. Davon das nächstemal. — Ich wollte vor Herbst noch nach S* reisen nnd auf der Rückreise Dich, mein Theurer! besuchen; allein — —

Vor einigen Tagen hatten wir Mitternachts ein herrliches Gewitter. Es schlug sechsmal hintereinander in der Stadt ein, die Blitze drohten das Gesicht — die Donnerschläge das Gehör zu rauben; der Blitz zündete auch, es wurde Sturm geläutet, Allarm getrommelt, Feuerjoh gerufen, der Hagel prasselte auf die Dächer — kurz, es war eine fürchterlich schöne Nacht! —

Stuttgart, 22. Nov. 1803.

An L*

Mein theurer Bruder!

Da sitz' ich nun wieder in meiner Zelle, und statt, wie sonst, ungestümm an die Pforte der Zukunft zu drücken, träum' ich mit weicher Seele von den vergangenen Tagen. Das Glück meiner theuern Schwester, und Deine Freude — das herzvolle Entgegenkommen all' der Deinigen — die Freundschaft M*s und seiner Gattin — sind die freundlichen Sterne an meinem Himmel; die Trennung von Euch ist die finstere Wolke, welche sie verdunkelt. Ach! die Trennung von meiner Schwester wird mein Herz lange nicht wieder zur Ruhe kommen lassen, wenn ich nun, in alle meine täglichen Kreise wieder eingetreten, sie, die Unvergeßliche suche — und nicht finde; wenn am Flügel der Nachhall ihrer Stimme so sanft durch meine Seele tönt, und ich in süsser Täuschung die Duette

zu spielen anfange, die ich sonst mit ihr zu singen gewohnt war! — —

Ich hatte mich bereitet auf diese Trennung, deren Ursache und Folge ja Euer Beiden Glückseligkeit ist; ich hatte mir das immer vorgehalten, und hoffte scheiden zu können mit männlichem Herzen. Aber schon in den letzten Tagen überfiel mich das bange Vorgefühl des Abschieds — ich machte Plane, ihn zu vermeiden, und war nicht vest genug, sie auszuführen.

Seit meiner Rückreise habe ich oft die Feder ergriffen, Dir zu schreiben, und wieder weggelegt. Ich fühlte, daß mein Brief Dich traurig machen würde, und — sollte ich nicht aus dem nämlichen Grunde die Feder auch dießmal wieder weglegen?

Meiner Schwester kann ich jetzt wenigstens noch nicht schreiben. Sie soll überhaupt nicht wissen, wie schwer mir die Trennung fällt. Lieber will ich's tragen, daß sie mich des Kaltsinns beschuldigt, wiewol ich schwerlich glaube, daß sie dieß thun wird.

Ich muß abbrechen. — Ich bitte Dich, guter Bruder! Sorge zu tragen, daß sie in den

ersten Monaten sich nicht zu sehr der Erinnerung überlassen kann. Ich weiß, wie sie hängt am Vaterhause, und, ohngeachtet ihrer gränzenlosen Liebe zu Dir, würde ohne Thätigkeit ihr Herz schmerzlich leiden.

Stuttgart, 26. Dec. 1803.

Meine Schwester!

Gestern früh — am Christtag — kamen mit der Morgendämmerung, die mich wachend fand, mir die lieblichen Szenen wieder in's Gedächtniß, an welchen sonst dieser Morgen so reich für mich war. Nur in der Erinnerung leben sie noch so helle; die Wirklichkeit giebt kaum mehr ihren Schatten. Bei allem Reiz veränderter Lagen, welchen spätere Jahre bieten, weilt doch der Zauber der ersten Zeiten nicht mehr, da kindische Unbefangenheit in Alles ihre süsse Bedeutung legte, und ihrer Freu-

den Fülle von jeder ungetrübten Minute empfieng.

Du bist nun nicht mehr bey mir, und selbst den Genuß der Erinnerung kann ich nur auf weitem, langsamem Wege mit dir theilen. Aber da ich dich glücklich weiß, — wie gerne bezahle ich diese Ueberzeugung mit dem größten Theile meiner stilleren Freuden.

Und sieh, ich bin auch freudig überzeugt, daß du die schöne Haltung deines Charakters bewahrst für deinen wichtigen Standpunkt. Dieß ist aber auch das Einzige, was ich dir dringend ans Herz lege: dir immer gleich zu bleiben, nie deine Fassung zu verlieren, wenn auch ängstigende Fälle einträten. Eine ruhig-heitere Stimmung, und der mit ihr verbundene helle Blick geben immer heilsame Entscheidung, wenn auch zuweilen der Faden sich zu verlieren scheint. Ich kann mir denken, daß du nicht allein Erhalterin, sondern auch Schöpferin wirst seyn wollen. Das Lezte aber erfordert fürs erste eine bis auf den Grund gehende Kenntniß der Lage und eine unermüdliche Beobachtsamkeit — Zeit also!

Die liebe Mutter wird dir Morgen schreiben.

Meine süssen Kinder sind wohl.

Gerne, meine theure Schwester! möcht' ich diesen Brief verlängern. Allein heute kann es nicht mehr seyn — und so könnte leicht wieder ein Aufschub entstehen. Nimm indessen mit diesem Wenigen schwesterlich vorlieb. Leb' wohl.

Dein treuer Bruder

K. L.

Stuttgart, 15. Jan. 1804.

Siehst du dort an der Klippe, die schwarz und dräuend über die brandenden Wogen herüber sich neigt, den rettungslosen Unglüklichen angeklammert am lockern Gesteine und dürrem Gesträuch? Unter ihm braust der Tod, über ihm nickt der Tod, in ihm selbst wurmt des Hungers langsamer Tod — so hängt er dort, schon lange, lange. Es nähert sich kein retten-

der Kahn. Hinabgeworfen hat der Verlorne jede Hoffnung, aber festhalten will er sich an der Klippe, bis die letzten Kräfte erlahmen. Eine süße Zauberstimme tönt zuweilen herüber vom fernen Ufer, und ihr Harmonikaklang geußt neue Kraft in seine Nerven. Er will antworten, will klagend aussprechen den schrecklichen Zustand, will Dank rufen und Liebe. Aber des Lebens letzten Kräfte sind hingeströmt in die krampfhaft sich anklammernden Arme — seine Stimme verschwindet, wie der Abendglocke letzter, sterbender Laut. So verschwindet er selbst, wann die letzte Sehne erschlaft ist, in der brandenden Woge.

Wohl ihm —! wohl ihm! wenn er versinkt in der Zernichtung stiller Fluth!

In diesem Bilde liegt alles, was ich Dir sagen kann.

—! Warum willst Du deine Glückseligkeit trüben durch den deutlichen Anblick meiner Lage?

Für mich giebt es keine Rettung, keinen Rath, keinen Trost. Mir ist nichts mehr übrig, als — Sterben. Du wirst es selbst bekennen müßen, wenn Du mein Vermächtniß erhältst.

Ich werde nun bald meine Gedichte herausgeben, und hiemit meine poetische Laufbahn schließen. Im Schließen, im Endigen liegt für mich etwas unaussprechlich Beruhigendes. So habe ich kürzlich meinen E.... bestiegen mit dem Gedanken: es ist das letzte mal! Ich warf mich nieder, und küßte die Erde. So letz' ich mich allmählich von Allem, was mich noch ans Leben kettet. Auch an dich kommt die Reihe, — —! — — Es sollte mir leid thun, wenn ich vermißt würde. Deshalb will ich die Meinen nach und nach von mir abgewöhnen.

Ach! daß ich dich nicht mehr sehen soll, das thut mir recht wehe.

Lebe wohl! Denen, die mich kannten, die mich liebten, sage: ich hätte mich ganz umgeändert, sey ein alltäglicher Mensch geworden; es sey nicht mehr der Mühe werth, sich um mich zu kümmern. Lebe wohl.

Dein Karl.

Stuttgart, 5. März 1804.

An —.

— Das Leben ist arm für den Genuß der selbstischen Freude; aber reich für den Genuß der Wohlthätigkeit. Er ist die Aerndte des Aedlen in diesem finstern Thale der Vorbereitung,
„der öden Furch, in die man Thaten säet,
„die für ein unbekanntes Daseyn reifen.“
Das Bewußtseyn eigner Güte, welch ein himmlisches Gefühl! O sey ädel, und dir ist wohl! Die Gewitter des Daseyns schrecken dich nicht! Sicher und ruhig wandelst du die Pfade der Nacht, und das Unglück kann die Hoheit deiner Seele nur erheben. Sey ädel, und du lächelst im Tode! Du hast das Deine gethan, was kann dir fürchterlich seyn? — Ein reines Gewissen erblickt im Grabe die stille Stätte der Ruhe. Sey aedel, und die Menschen werden dich lieben, und werden sich gerne von dir bessern lassen. — Der Seegen der Gottheit belohnt die Tugend.

Stuttgart, 17. Jun. 1804.

An F—.

Die Nacht lagert sich umher mit all ihren Schatten. Hell stralt Orion. Doch in der Seele ist's dunkel.

Lächelt, ihr Reitze des Lebens! Zeige dich in aller deiner Wonne, o Seyn! Vergebens lockst du den Mann. Nur so lang' er's vermag, dich mit seiner Deutung zu bereichern, aus deinen Rätzeln eine höhere Ordnung zu erklären, bist du ihm werth. Ausserdem — nichts werth.

Wer möchte das Leben noch um seinetwillen lieben? Freudig umarmt der Mann das dunkle Grab. Freudig schaut er dem Schiksal entgegen, das ihm sein Staubkissen bereitet. Freudig trägt er die Last des Lebens zur großen Pforte, wo Beseeligung wohnt im Aufschluß — oder im Schlummer.

R*! geliebter Todter! komm' im linden Wehen, im Orionenstrale deiner Verklärung, und sänftige den Schmerz meiner Seele! Es ist fürder kein Gedanke mehr so groß, so schreklich, so herzzerreißend, als der Gedanke an dein Grab. Mit deiner Größe, mit deiner Engelsmilde, mit deiner weltbeseligenden Wirkungskraft moderst du dort unten! Die Grube des Unseyns hat das Element einer schönern Welt verschlungen!

Und ich sollte nicht klagen? — Und ich sollte nicht wanken, da meine erste Stütze sank? — Klagen? — Nein! — Hinweg mit ihm, der im Hinschauen auf den ewigen Zielpunkt nicht die Stärke findet, dem Schicksal selbst im Kampfe zu trotzen! Hinweg mit ihm, der durch kraftlosen Schmerz die Asche des Einzigen entehrt! Mag eine grimmige Thräne fallen, mag krampfhaft die Lippe zucken, mag schweigender Grimm die Zähne auf einander pressen. Nur keine Klage! „Bleibt euch treu, so bin ich nicht gestorben?" — Das war die hohe Meinung seines Todes. Wer sie nicht faßt, der ist sein Freund nicht.

Sein Leben war ein sprechender Ausdruck der ewigen Tugend. Eine Kette von Wirkun-

gen bezeichnet seinen Pfad. Sein Leben lehrte ihn sterben, sein Tod lehret mich leben.

Schande dem, der sich schwächlich nach dem Grabe sehnt, bevor er sich ein Recht darauf erworben! Ein Tod ohne Bedeutung ist das Traurigste, was einen Mann treffen kann.

Er, er sey dein Lohn. Er allein übrigt dir sicher. Er sey die Krone deines Lebens, und dein Führer in die Heimath. Lerne ihn verdienen, Freund! Laß uns leben, um rühmlich zu sterben!

Der Augenblick rollt hinweg. Wog' an Woge zerrinnt. Jahre verschwinden. Wir stehen am unsichern Ufer, und schauen in den reissenden Strom, und bringen mit blutendem Herzen dem strömenden Gotte seine Opfer. Laß uns nicht verzagen — —.

Was ich an dir verlor, o R*! das weiß niemand, als ich. Untergegangen ist die Sonne meines Lebens mit dir. In dir modert mein Führer, den ich noch lange nicht entbehrt hätte! meine Stütze ist gefallen, und stablos wank' ich nun auf schroffen Pfaden.

Aber ich zage nicht. — Umschwebe mich, Geist meines R*! Segne deinen Verwaisten. Ich wache. — Ich harre. —

Stuttgart, 5. Jul. 1804.

Mein theurer L* und meine theure M* — Ich bitte Euch recht herzlich, ja ich beschwöre euch bey dem Bande, das uns an einander kettet: Nehmt Euch meiner beiden Kinder an, wenn ich es nicht mehr kann, und sorget, daß jene schlimmen Eindrücke, — die so oft, wenn sie Wurzel gefaßt haben, ein häusliches Glück zertrümmern — meine Kinder nicht verderben.

Mich treibts, zu reisen. Ich fühle, daß es gut ist für mich — spätestens übermorgen gehe ich ab. Der Punkt, auf den ich in einer krummen Linie zugehe, ist Zürich. Allein leicht kann es anders werden. Denn das Bedürfniß mich zu zerstreuen, ist das Gesetz meiner Reise.

Ich wollte noch da und dorthin schreiben. Allein ich hatte seit einigen Tagen recht sehr viel zu ordnen, und konnte nicht dazu kommen. Ich würde es sehr bedauern, wenn diese Entschuldigung bei meinem theuren Freunde H.

nichts gelten sollte. Ich denk' seiner gewiß mit der Innigkeit eines Bruders.

Lebet wohl, und begleitet mich durch euer liebvolles Andenken.

K. L.

Stuttgart, 4. Febr. 1805.

Liebe B*!

Ohngeachtet Geschäfte mich drängen, so habe ich doch keine größere, keine heiligere Angelegenheit, als die Beantwortung deines theuren, schwermüthigen Briefchens vom 31sten Jenner. — Deine Seele leidet unter körperlichem Druck, wie könntest du sonst fragen, ob dein Herz mich noch habe, als ob ich die einzige übriggebliebene Person wäre, die noch treu und liebend an dir hängt!! — Könnte ich mir deinen Zustand (da ich dein Naturell kenne) nicht

physisch erklären, so würde die Sorge um dich, meine theure B*! mich niederdrücken. Dein jetziges Leben — schreibst du — sey Duldung. Nenne mir — ich beschwöre dich — nenne mir den Grund deiner Leiden. Sage mir, wer dich kränkt? — Wer könnte dich kränken? wer wollte dich kränken? — Erwarte in Geduld den Frühling, und schöpfe, dein Kind im Arme und deinen Gatten an der Seite, neues Leben aus seiner ätherischen Quelle. — Liebe B*! — Es ist doch fast unmöglich, daß es blos kränkelnder Nervendruck allein ist, der so trübe Vorstellungen in deiner sonst so hellen vernünftigen Seele erzeugt! Ist es etwas, das kein anderer Mensch wissen darf, so darf ich es wissen; und vielleicht habe ich Rath und Trost für dich, wenn er dir sonst überall mangelt. Sey offen gegen mich. Und ist es auch bloße Krankheit der Phantasie — beobachte dich genau, damit du mir ein richtiges Bild geben kannst. Ach leider begreif ich nicht, wie du beim Anblicke deines Kindes deine Heimath noch wo anders suchen kannst. Eine Stelle deines Briefs schreckt mich, und ich beschwöre dich noch einmal feierlich: „Entdecke mir" — Was mir D* erzählen wird? was auch Sie

dulden mußte? — gewiß ich habe Trost und Rath, vielleicht auch Hülfe.

A* wird ihr 2tes Kind wahrscheinlich wieder verlieren. — Sie fragt oft nach dir und ersucht mich, dir zu sagen, daß sie liebend Deiner gedenke.

Karl.

Stuttgart, 2. März 1805.

An dieselbe.

Auf deine beiden lieben Briefe, in welchen deine krankgewesene Seele sich abgedrückt hatte, würde ich dir längst geantwortet haben, wenn ich es nicht für nöthig geachtet hätte, mein Urtheil, auf welches du deine Beruhigung zu gründen versprachst, so lange zu verschieben, bis ich es mit Sicherheit aussprechen konnte. Auch ahnete ich — (und meine Ahnung trog mich nicht) — daß du in dieser Zwischenzeit

meines Schweigens, während der Erwartung meines brüderlichen Wortes, das Mittel zu deiner Herstellung in dir selbst suchen und finden werdest, was auch der einzige Rath gewesen wäre, den ich dir hätte geben können, da ich dich genugsam kenne, um überzeugt zu seyn, daß die fürchterlichen Leiden eines verstörten Nervensystems deine starke Vernunft nur berühren, niemals aber völlig beherrschen und zerrütten können. Deswegen war ich bei aller Bekümmerniß um dich doch ruhig, und mußte sogar über die geträumten Erscheinungen, die du mir mit solcher Wichtigkeit vortrugst, bisweilen lächeln.

Dein neuester Brief an deine lieben Eltern sagt mir, daß du deiner Genesung mit schnellen Schritten entgegen eilst. Für möglichen Rückfällen möge dich die Betrachtung bewahren: „daß die Vorstellungen eines — durch Körperdruck erkrankten Gemüths sämmtlich einander gleich sind, und daß diejenige, für deren Wahrheit du dich verbürgen zu können meinst, eben so wenig gilt, als eine Andere, deren Richtigkeit dir selbst im kranken Zustande bald deutlich wird." — — —

Stuttgart, 10. Apr. 1805.

Liebe B*! die Ankunft unsrer guten D* hat mir eine doppelte Freude gemacht. Erstens hatte ich mich schon långst innig gesehnt, die Gute wieder zu sehen, zweitens war mir ihre Erscheinung das lebendigste Zeugniß deiner Wiedergenesung, welche ich zwar sicher erwartet, aber so schnell doch nicht vermuthet håtte.

Unter allen Momenten deiner Krankheit, welche die liebe D* uns indessen beschrieben hat, war keiner, der unsre Thrånen nicht lockte. Am heftigsten aber erschůtterte ihre Beschreibung deiner Sehnsucht nach mir, mein Herz. O Theure! håtte ich damals zu dir eilen kŏnnen, dein schreckliches Leiden håtte sich ja gemildert an meinem Herzen.

Wir machen gegenwårtig Plane, Euch bald zu sehen. H* und P* kommen wahrscheinlich bålder als ich.

Der 7te Mai — des lieben M* Geburtstag soll feierlich begangen werden. Morgens früh wird ihn eine sanfte Singmusik erwecken. Mittags wird bei — — gegessen. Abends wird ihm im Hofe eine transparente Pyramide glänzen, und nach dem Abendessen vor dem Fenster eine Nachtmusik erschallen. Könntest du dabei seyn und in den Chor gerührter Herzen mit einstimmen!

Leb wohl. Ich umarme dich, deinen ädlen Mann und deine liebenswürdige Tochter. Herzliche Grüße an alle Bekannte und Freunde.

Leb wohl.

K. L.

Stuttgart, 26. Dec. 1805.

An —.

Du siehst, mein Theurer! daß ich deinen Wunsch aufs Schnellste zu erfüllen suche; denn vor 3 Stunden erhielt ich deinen Brief.

Ich habe die Forderungen deines Freundes mit Bedacht gelesen. Am Ende legte ich das Blatt lächelnd zusammen, und — „sonst nichts weiter"? — sagte ich so vor mich hin. In der That, mein Trauter! ein Weib von redlichem Herzen, zartem Gefühle, schlichtem Verstande und steter, liebender Aufmerksamkeit wird gewiß fähig seyn, deines Freundes Bedingungen zu erfüllen. A — kann noch mehr. Ihre reiche Seele hat Züge, deren — wenigstens dein vorliegender Brief nicht gedenkt. A — besitzt Tugenden, nach welchen dein H* nicht fragte, eben viel, leicht darum, weil sie zu den ungewöhnlichen gehören. — — —

Ihr Geist ist feurig und stark. Bei einer andern Erziehung, und in andern Lagen möchte sie vielleicht eine Heroin geworden seyn. Aber die durch enge Verhältnisse zurückgedrängte Kraft wird zur stillen Duldungsfähigkeit; das durch Leiden gedämpfte Feuer wird zum wehmüthigen Umfassungsdrange des seltnen Schönen und Guten auf dem Lebenswege. Das gereizte, aber unbefriedigte Herz bildet sich Ideale, die Verstand und Erfahrung bestreiten; und aus diesem Kampfe steigt die Wehmuth, wie ein sanftes Gewölke, das eine lachende Gegend in Dämmerung hüllt. Belehrt endlich über die Unmöglichkeit, Harmonie zu gründen von aussen her, kehrt der gereiftere Geist die Wirkung um, und kleidet die Aussenwelt in das Licht der inneren Stralen, fremde Thränen sind sein Gram, fremde Glückseligkeit ist seine eigne. — So mußte R*'s nächste Freundin seyn, und R*'s nächste Freundin war sie.

Sie besitzt die Gabe, das Unstatthafte zu rügen, mit Milde ohne alle Beleidigung. Aber sie kann auch scharf und bitter seyn, wo der Gegenstand ihr keine Rücksicht auferlegt. Treulosigkeit, Hinterlist, Schadenfreude, Undank — wo sie eine von diesen Untugenden gewahr wird,

da straft sie mit all ihrem Feuer; wo sie das nicht kann, da verschließt sie sich, und weint bittre Thränen.

Der Kreis ihrer Lieben ist ihre Welt. Die einfachsten Freuden der Natur sind ihr Glück. Die rauschenden Ergötzlichkeiten der großen Welt sind ihr nichts, als etwa Stoff zu sanftem, lachenden Spott. Sie hat ehemals gerne getanzt; jetzt ist ihr diese Belustigung gleichgültig. Maskenbälle gewährten ihr oft manche unschuldige Freude, in Gesellschaft der Ihrigen. Das Theater liebt sie sehr, aber mit Auswahl. — In Assembleen martert sie sich fast zu tode. Den Etiquettenton kann sie sich nun und nimmermehr aneignen. Sie ist ohnehin etwas schüchtern und zurückhaltend im Umgange mit Fremden. Ihre Gesellschaft war immer sehr klein, und dehnte sich selten über die Grenzen des Familienzirkels. Muß sie ja hie und da der Convenienz ein Opfer bringen, so glaubt sie sich in den Himmel versetzt, wenn sie loskommen kann. Uebrigens ist sie auch dort, ihres eben so würdigen, als ungezwungenen Betragens wegen, recht gerne gelitten. Sie sucht gewöhnlich auf eine solche Gesellschaft zu wirken, und sie in ihren Ton zu stimmen. Nicht sel-

ten ist es ihr schon gelungen, eine steife Visitenparthie in einen fröhlichen Cirkel umzuschaffen. Bei solchen Gelegenheiten wird sie aber zuweilen etwas zu munter. Sie weiß es, und sieht sich vor.

Sparsamkeit war immer eine nothwendige Regel in ihrem älterlichen Hause, und Ordnung und Reinlichkeit ersetzten den Ueberfluß. A — wird ihr älterliches Haus wohl nie verleugnen. — In der ganzen — M*schen Familie ist keine geizige Ader. — Ach, mit Kindern ist sie herzig! Beweis: die Kinder attachiren sich sogleich an sie.

Ein unfreundliches rauhes Wort habe ich A— noch nie gegen eines ihrer Lieben sprechen hören. Sie drängt überhaupt ihren Kummer gerne in sich selbst zurück, um ja niemanden, der auf sie Achtung giebt, zu betrüben. In der Freude hingegen ist sie offen. — Wenn sie Beleidigungen empfindet, wird sie still; wenn Kränkungen sie in hohem Grade bestürmen — verschlossen und kalt; nur Beleidigungen, die eine sie nahe angehende Person treffen, ahndet sie mit Bitterkeit. — —

Sie hat in ihrem Leben nicht viele männliche Bekanntschaften gemacht. Aber die Männer,

welche sie kennen lernte, waren fähig, ihr die Zahl ihrer Bekannten zu ersetzen. Sie war R*'s innige Freundin; aber er — auch wenn er frei gewesen wäre, hätte sie nie glücklich gemacht, so wenig, als irgend ein Weib, da er zu wenig Sinn hatte für die zärteren Verhältnisse des Lebens. Das wußte sie wohl, und verlor auch nur einen Bruder in ihm. C* stand ihrem Herzen auch sehr nahe, aber sie entfernte sich selbst wieder von ihm, da sie in seiner sonst ädlen Seele doch manchen trivialen Zug entdeckte; und nichts ist erkältender für A — s Herz, als der Anblick des Gemeinen neben dem Schönen. — Ferner würde sie mit einem Manne, der nicht mehr Kopf hätte, als sie, höchst unglücklich seyn; denn sie will durchaus, aber mit Fug, ihrem Gatten untergeordnet seyn. Es wäre die größte Qual für sie, ihn zu übersehen.

Ueber manchen Punkt, worüber dein Freund Aufklärung wünscht, glaube ich dir am Besten Genüge zu leisten, wenn ich dir eine Stelle aus einem kleinen Aufsatze mittheile, den mir A — noch nicht lange über ihre künftige Bestimmung schrieb, und welche recht schön hieher paßt:

„Der Gatte, den ich mir träume, muß Verständlichkeit für die leisen Töne meiner Seele haben — und so kann er sich vielleicht oft da am glücklichsten fühlen, wo der rohere Sinn gar nichts mehr fühlen würde. Thätigkeit für Menschenwohl muß ihm das Erste seyn — — ich habe ja R* gekannt! — Kraft zu ädlen Handlungen. Frei von kleinlichem Eigennutze.

„Ich fühle, wo die Ansprüche des Weibes aufhören; aber seine ganze Seeligkeit muß Er — wenn er zurückkehrt von höheren Objecten — bei seinem Weibe finden, die gern seine großen Gefühle mit ihm theilt. Unmännlichweich darf er nicht seyn; aber warm muß er seyn, und liebenden Sinn haben, für zärtere Verhältnisse.

„Stets habe ich mir meinen künftigen Gatten gedacht, wie er seyn kann, und darum mir kein Ideal gezeichnet. Aber wo die Haupttugenden des Mannes vorhanden sind, dürfen auch persönliche Eigenheiten sich geltend machen; und ein Weib, das sie nicht zu behandeln weiß, und doch auch die ihrigen mitbringt, soll lieber in einer niedrigern Sphäre sich ihren Gatten suchen, wo oft gar keine Eigenheiten sind." —

Fl. —, 19. Dec. 1806.

Ja der M*! — es war einst eine helle Flamme: jetzt ist's Rauch. — Er hat dich nicht wehmüthig angelächelt; glaube das nicht. Wissen möcht' ich, was er jetzt denkt! Er ist gewiß nicht glücklich, der arme Tropf! Sieh', ich will dir sagen, was er ist: ein Planet. So lange A*s Strahlen auf ihn fielen, leuchtete er schön. Nun ist ein fremder, finsterer Körper zwischen A* und ihn getreten, also repräsentirt er eine Mondsfinsterniß, und das eine totale.

Mit der lieben guten W. kommst du wohl oft zusammen? In ihr habe ich das Ideal stiller weiblicher Tugend gefunden, die aus sich selbst ihre Stärke und ihre Unendlichkeit schöpft.

Glogau, 27. Jun. 1807.

Ich hoffe mein lieber Bruder, daß ich mich wegen meines langen Stillschweigens gegen Dich nicht werde zu entschuldigen haben. Die Nachrichten von meinem Da- und Wohlseyn schickt' ich bisher in Form einer Familien-Zeitung ab; auf ähnliche Art wurde ich über deine Existenz belehrt. Persönlich hatte ich dir indessen nichts zu sagen, denn — unsere Freundschaft ist eine ausgemachte Sache, und über die Angelegenheiten der Menschheit läßt sich jetzt besser — niessen als reden. Oder — soll ich Dir etwa eine Lobrede auf die Tapferkeit der pr — schen Armee halten? — Nein, weiß Gott! so sehr ich auch von ganzem Herzen dein Bruder bin, so könnte ich es doch nicht über mein Herz bringen, deiner — Anno 1806 ausgesprochenen, patriotischpoetischen, damals schon bescheidentlich widersprochenen Behauptung eines eingefleischten Brandenburgers heute zu schmeicheln, seit das Hel-

denheer Borussia's wiederum eine große I addirt hat zu dem ungeheuern langen Exempel: daß das Gute sich eben so wenig nothwendig forterbt, als das Schlimme, und daß der Kriegsgeist einer Armee, die sich in 7 Jahren zur besten Armee der Welt erhob, sich nicht immerfort in bleibender Jugend erhalten könne, so wenig als der Einzelne, den die Forderungen der Zeit eben auch abmagern. Friderich der Große schläft schon so lange in der Erde, und sein Geist, der noch eine geraume Zeit nachher auf Preußens Ebenen herumgeschwärmt seyn soll, ist eben doch — wie jeder andre Geist — ein Ding, das weder Hände, noch Füße hat, weder Augen, noch Ohren. — — —

Lübben, 16. Jul. 1807.

Theurer Vater!

Weil mein hiesiger Aufenthalt sich länger zu verzögern scheint, als ich anfangs dachte, so will ich die Beantwortung Euerer lieben Briefe vom 1sten, 8ten und 16ten Junius nicht mehr verzögern. — Ich bin seit 8 Tagen hier auf Exekutions-Commando, um die noch rückständigen Kriegssteuern von hiesigem Kreise einzutreiben. — Ein trauriges Geschäft für mich, der nur zu sehr die Bekümmernisse fremder Menschen zu seinen eigenen macht. In längstens 8 Tagen gedenke ich hier fertig zu seyn, und werde sodann, (wenn sich anders um diese Zeit unsere Truppen noch nicht aus Schlesien wegziehen,) vermuthlich in gleicher Bestimmung nach Löwenberg am Riesengebürge, abgehen, wo der Rübezal einst sein Wesen trieb. Ich befinde mich jetzt in einer ähnlichen Lage, wie im

vorigen Feldzuge, als ich im Steyrer-Kreise umherzog. Das Gefühl zurückgekehrter Gesundheit hat mir dieselbe stille Heiterkeit wiedergegeben, welche mich damals auf meinen angenehmen Wanderungen begleitete; und die Gewißheit des Friedens berechtigt mich auch jetzt, wie damals, zur süßen Hoffnung des Wiedersehens. Seit meiner in Glogau ausgestandenen Krankheit, von der ich mich langsam erholte, scheine ich mir beinahe ein anderer Mensch zu seyn. Nicht, als ob meine Ansichten sich verändert, nicht als ob mein Charakter eine neue Richtung bekommen hätte: nein! — aber das Ungestümm meines Wesens hat wunderbar nachgelassen, und eine stille Ergebung in alles, was noch kommen mag, eine Ergebung, die nichts weniger ist, als Muthlosigkeit oder Abspannung, segnet mein Herz mit einer unaussvrechlichen Friedensstille. Bald glaube ich die Stuffe errungen zu haben, wozu mir bisher immer weniger die Kraft als der Muth gefehlt hatte. Die wilde Einbildungskraft senkt die müden Flügel, excentrischer Flüge überdrüssig; der Verstand tritt in seine Rechte, und das gesunde Herz unterstützt ihn kräftig. So gehe ich getrost dem Schiksal entgegen, und bin nur darüber traurig, daß

mir ein Wirkungskreis mangelt, der meinem Willen und meinen Kräften angemessen ist; ja! ich würde untröstlich darüber seyn, wenn mir nicht der Gedanke: „daß es nicht hat seyn sollen" — Beruhigung gewährte. — In meinem 30sten Jahre fühle ich mich muthiger und kräftiger als je. Die Stürme der Jugend haben sich gelegt, und die Lust am Leben hat sich auf einen kleinen, aber reichen Kreis beschränkt; indem ich freiwillig einen großen Theil meiner Wünsche für immer aufgegeben habe, und mit wunder, aber unzerstörter Empfindung in mich selbst zurückgekehrt bin.

Ach! auf deinen Brief vom 1sten und 8ten des Junius sind meine heissen Thränen gefallen. — Meine drei lieben Kinder waren krank, und mein theurer Rudolph am Rande des Grabes! — Der liebe Gott war barmherzig, er wußte, daß ich diesen schrecklichen Verlust nicht hätte überdauern können, und zum Ersatz für Manches, was ich einst für unersetzlich hielt, bereitet er mir das reinste, rührendste Lebensglück im Kreise der Meinen. Nein! ich bin nicht undankbar, ich preise deine Güte, Vater im Himmel! und mit allen meinen bisherigen Leiden habe ich das unaussprechlich selige Loos,

ein glücklicher Vater zu seyn, noch immer zu wohlfeil erkauft.

O mein Rudolf! mein theurer, unaussprechlich geliebter Sohn! so bist du zum zweitenmal mir wieder geschenkt! so hat zum zweitenmal die Hand des himmlischen Vaters dich aus den Klauen des Todes gerissen, der meine höchste Lebensfreude in dir zu zerstören drohte! — O! nun darf, nun kann mir nicht mehr bange seyn! ich habe meinen Sohn wieder, und werde ihn behalten, er wird die Freude meiner zunehmenden Jahre, der heitere Trost meines späten Alters seyn, und einst nicht ohne dankbare Rührung am Grabe seines Vaters weilen.

Seit R* der Einzige modert, kenn' ich nur Einen, der mich recht gut verstehen kann, nur Einen, der mit seinem gelaßnen Beobachtungsgeist alles an mir entdeckt hat, was gut ist und schlimm, nur Einen, der trotz meiner Fehler, die auch bei der Nähe unsrer Verhältnisse nicht immer ohne schmerzhafte Wirkung auf hn seyn konnten, mich mit stiller Liebe im Herzen trug und tragen wird. Aber eben dieser Eine, den ich nun ganz erkannt habe, den ich um so höher über mir sehe, als ich nun überzeugt bin, daß er, um diesen Grad der Cha-

rakterstärke zu erlangen, mit seinem Temperamente nicht weniger zu kämpfen hatte, als ich, — eben dieser Einer ist seit langer Zeit in einen Ton mit mir gefallen, der uns beiden nichts mehr übrig läßt, als stillschweigend unsre Freundschaft in unseren Handlungen auszuprägen; und es thäte beinahe noth, daß ein Dritter uns erzählte, was wir einander sind, ungeachtet wir es beide ganz gut wissen. Und dabei soll es auch bleiben.

Du glaubst, lieber Vater! mein Instrument werde bald vollends ganz rein gestimmt seyn? Laß uns ein wenig bei diesem treffenden Gleichnisse verweilen. Bei jungem Holze hält sich freilich die Stimmung schlecht, und das Schiksal muß den Stimmhammer oft zur Hand nehmen. Am Ende, wenn das Holz alt genug ist, zeigt sich überhaupt, daß die Stimmung zu hoch war, nnd daß sie herunter muß, und daß einige Saiten gesprungen sind — ach für immer gesprungen! — und daß deswegen mancher schöne Accord sich nie wieder anschlagen läßt. Was ist zu thun? — Ich nehme traurig dem Sichcksal den Stimmhammer aus der Hand und stimme, sorgfältig und gelassen, die noch übrigen Accorde, welche noch alle Saiten haben, damit ich

doch noch aus einigen Tönen spielen kann. — Noch klingen sie; aber es ist der erste Ton nicht mehr; er ist tiefer und dumpfer.

Lieber Vater! — der Gedanke an eine reizende Zukunft läßt mich wohl das vergangene Unangenehme verschmerzen, aber — vergessen? das ist eine andre Frage. Und wie dann, wenn ein Vergangnes eben darum schmerzt, weil es vergangen ist? Kleine Wunden lassen keine Spur ihres Daseyns zurück, aber größere — werden Narben. Ich weiß, wie viel Du durchgemacht hast; doch deine Leiden waren bei all ihrer Schmerzhaftigkeit von der Art, daß die Zukunft sie heben und vergüten konnte, oder noch kann. Deine äußere Lage hat den meisten Antheil an deinen Bekümmernissen; und bei der steten Anstrengung, sie durch Kampf, oder Geduld zu überwinden, bewahrte dich der Himmel gütig vor Leiden, die ihre Spuren tiefer und bleibender ins Leben eingraben. Deine heiterfrohe Gemüthsart gab keiner heftigen Leidenschaft Raum. Freundlich und ausgesöhnt mit dem Schiksale begrüßtest Du das Leben, so oft es Dir freundlich entgegen kam. Mir aber hat eine andre Gemüthsstimmung andere Gesichtspunkte gegeben, und meine Erfahrungen sind mit

schweren, unauslöschlichen Zügen in mein Herz gezeichnet. — — — —

Du findest im Rübezal *) keinen empörenden Charakter. Ist es denn nothwendig, daß man Bösewichter aufstellt, um interessante Situationen hervorzubringen? — Das Unmenschliche als Princip begegnet uns ja so selten im Leben; warum wollen wir einen so empörenden Anblick in unsre Dichtungen aufnehmen? Die unordentlichen Begierden der Menschen, ihre Leidenschaften, ihre Thorheiten, verwickeln genugsam die Verhältnisse des Lebens, und aus Irrung und Mißverstand geht alles menschliche Leiden hervor. Nein, nein! ich kann das Daseyn eines Bösewichts in der Wirklichkeit nicht dulden, um wie viel weiniger in der Welt meiner Träume! — —.

*) Der Berggeist, oder: Schicksal und Treue. Romantische Oper in 2 Aufzügen. S. Karl von Lohbauers auserlesene Schriften. II. B. Stuttg. 1811.

Gräbendorf, 4 Meilen von Berlin,
13. Sept. 1807.

Ihr Lieben!

Aus Schlesien wär' ich nun heraus, und möchte so auch nicht wieder hinein. Schlesien ist ein Paradies gegen die Wüste Brandenburg. Wäre aber auch Brandenburg ein Paradies, so möcht' ich doch nicht drinn bleiben; denn ich sehne mich nach der Zukunft, sie sey nun, welche sie wolle. Der letzte kleine Rest von Todesscheue, den nur der Gedanke an meine Lieben noch festhält, verwandelt sich in Sehnsucht nach dem Tode, sobald mein Schicksal will, daß ich Euch nicht mehr sehen soll. Was für ein Loos mir auch beschieden ist: es komme nur bald! Was hab' ich vom Leben, wenn es mir unnütz, zweck= und freudlos verfließt? — Wenn ich nur einmal wieder etwas von euch hörte! —

Mit einer angenehmen Empfindung denke ich an Schlesien zurück. Was habe ich in diesem Lande durchgemacht! — Schlesien ist ein wahrer Garten, und seine Bewohner sind Engel gegen die — — —.

K. Wustenhausen, ohnweit Berlin, 30. Sept. 1807.

Lieber Bruder!

Nun ärgert's mich, daß ich Dir jenes Manuscript von Rübezal zuschickte, denn er ist seitdem viel schöner geworden. Indessen konntest Du doch aus der flüchtig hingeworfenen Anlage abnehmen, was er werden konnte. Und was er werden konnte, das ist er, glaub' ich, geworden. —

Ich bin wohl, und wie ein Strichvogel. Mehr als 4 Stunden des Tages, 2 Morgens, 2 Abends, arbeite ich nicht. Ausserdem nehme ich entweder die Büchse über die Schulter, oder setze mich auf meinen königlichen Rappen. Hier habe ich eine sehr geniale Uebersetzung des ganzen Shakespear (weit besser als Schlegels) gefunden, auch die Hogartsche Sammlung nebst Lichtenbergs Erklärungen. Lektüre genug auf ein paar Wochen! Ueberdieß habe ich — ausser Dya — die neue Heloise, und einiges von der Frau v. Genlis. — 30 Schritte weit von mei-

nen Fenstern beginnt ein meilengrosser See, auf dem ich beinahe täglich segle. Ich bring' es nachgerade auch weit in der Nautik, und wahrhaftig die Engländer mögen zittern! — — —

In Berlin war ich 2 Tage.

Adieu, lieber Bruder!

Stuttgart, 11. Oct. 1808.

An A—

Sieh, Liebe! dadurch, daß der Mensch eine Idee hat, die ihn hinreißt, die auf sein ganzes Daseyn einwirkt, all' sein Thun und Lassen bestimmt, gleichsam der Pol ist, um den sich all' sein Wünschen, Verlangen und Hoffen dreht, dadurch und nur dadurch unterscheidet er sich vom Thiere. Durch die Potenz, durch den Grad der Würdigkeit dieser Idee zeichnet er sich aus unter den Menschen, und tritt der Gottheit näher. — — —

Der bitterste Tod ist besser, als ein verfehltes Lebensziel. Und wenn ich dann vor meinen himmlischen Vater trete, kann ich sagen: „sie haben mich in's Grab gestoßen, weil ich zu Dir hinanstrebte." — — —

Ich grüsse und küsse Euch und Eure Lieben. Bald sehen wir uns. Ihr seyd mein letzter Zufluchtsort auf dieser Erde. Lebt wohl.

H...., 3. Febr. 1809.

An A—.

Ich bin nicht freundvergessen, und bin weder der Feind Oestreichs, noch der Deinige. Auch bin ich kein ew'ger Krieger; denn im Herbste vorigen Jahres riß ich mich los vom Degen, und lebe seit der Zeit hier dem Frieden und den Musen, so gut ein Geächteter des Schicksals es vermag.

Warum nennst Du mich denn nicht Deinen Karl? Warst Du um ein Beiwort verlegen? und gab Dir Deine Ahnung nicht ein, mich Deinen unglücklichen Karl zu nennen? Denn das bin ich, meine A*.

Auch ich stand lauschend an der Gruft von Jahren, und kein Laut hallte herüber. Im Sommer 1807 schrieb ich Dir aus Schlesien; Du hast aber — wie ich jetzt überzeugt bin — den Brief nicht erhalten.

Deine Lieben im Westen haben Dich nicht vergessen, und werden Dich nimmer vergessen. In diesen Tagen hätt' ich Dir geschrieben, auch wenn Dein theurer Brief nicht angekommen wäre. — Seit meiner Rückkehr aus dem letzten Feldzuge war Dein Karl so fürchterlich auf sich selbst zurückgedrängt, daß die Welt ihm nur noch wie ein wildes Chaos erschien, in welchem auch keine Freunde mehr wohnten. — — —

Als Schlesien erobert war, bezogen wir Ruhquartiere. Da begannen die Folgen physischer Anstrengung in mir aufzuwachen. Ein schmerzhafter Stich in der linken Augenhöhle,

der täglich zunahm, und zuletzt so heftig wurde, daß ich acht Tage lang fast ganz ohne Bewußtseyn lag, machte den Anfang. Der Arzt nannte es ein Gehirnentzündungsfieber, und verzweifelte an meiner Wiedergenesung. Diese erfolgte zwar; aber ich fühlte wohl, daß ich mich nicht mehr so befand, wie sonst. Ein trüber Flor blieb mir über die Natur geworfen, und ich schien mir vereinzelt, fremd, heimatlos auf der Erde. Die Gegenwart wirkte nicht mehr auf mich, es konnte mich nichts mehr beschäftigen, nichts mehr erfreuen. In meinem Kopf wurde es öde und still, und meine Phantasie ließ ganz die Flügel hängen. Die Menschen fiengen an, mir zu misfallen, und bald zog die Wolke eines hämischen Mistrauens zwischen mich und sie. — Eine Beklemmung, deren örtliche Quelle ich nicht ausspüren konnte, trieb mich umher, hemmte meine Denkkraft, und verwirrte meine Vorstellungen. Es war mir, als trüg' ich eine ungeheure Last, als wäre irgend ein fürchterliches Ereigniß vor der Thüre, als hätte sich alles gegen mich verschworen; und als ich mich in die Vergangenheit retten wollte, konnte ich mich der Zeiten, die waren, nicht mehr besinnen. In dieser langen Periode verbrachte ich

den Tag, und oft einen Theil der Nacht meistens auf dem großen See, welche die Havel bei Potsdam bildet. Ich segelte und steuerte mit wenigen meiner Soldaten, oft bei gefährlichen Stürmen, umher, und da fühlt' ich mich merklich erleichtert.

Auf dem Heimzuge wollt' ich mich immer freuen, aber ich konnte nicht. Es war mir, als presse die kalte Hand des Todes mein Herz zusammen. Ich sah meine Lieben wieder, und mit unsäglicher Mühe verbarg ich ihnen meinen Zustand.

Mein Regiment kam nach Neustadt am Kocher in Garnison. Dieß freundliche Städtchen mit seinen herrlichen Umgebungen erheiterte mich in etwas, noch mehr aber einige ädle Menschen, die ich dort kennen lernte. Ich glaubte mich völlig genesen. Ich bewohnte mit meiner Familie ein niedliches, ländliches Haus mit freundlicher Aussicht, und jeder Tag hatte seine Freuden. Aber es dauerte nicht lange — — —

H......, 20. Apr. 1809,

An M*

Der Inspector A*, den Sie nächstens kennen lernen werden, ist ein Mann, der in vielen Sachen ein richtiges Urtheil fällt. Deswegen pfleg' ich schon seit langer Zeit, ihm meine Geistesproducte vorzulesen, Und so that ich's denn auch mit den Erinnerungen *). Ueber diese sprach er manches aus, was mir wohl that, aber auch etwas, das mich gar nicht freute. Er behauptete nämlich, die Erinnerungen erinnerten an Jean Paul. Ich betheuerte dagegen, daß ich — ausgenommen vor einigen Jahren den Hesperus — noch nichts von diesem Schriftsteller gelesen, daß ich nichts mehr hasse, als wissentliches Kopiren, und schon vor 11 Jahren mit Verdruß meine Gedichte grosentheils für Nach-

*) S. Carl von Lohbauers auserlesene Schriften II. B. Stuttgart 1811. S. 179 ff.

bildungen Matthissonischer Gedanken erklären hörte, ob ich gleich nicht leugnen wollte, daß man in so ferne Recht hatte, als der Klang der süssen Leier Matthissons, in welchem ich eine Zeit lang lebte und webte, in meinem Herzen wie in meinen Versen leise nachhallte. Das geschah aber unwillkührlich, — und spätere Gedichte können beweisen, daß die Muse Matthissons nicht sowol der Prototyp, als vielmehr die Weckerin der meinigen war.

Mit Jean Paul ist's nicht einmal dieser Fall. Eh' ich die Schriften dieses Genie's kennen lernte, hatt' ich schon manches — auch die Sinnviolen, mit Ausnahme der letzten Nummer — geschrieben. Erst die Bemerkung des Inspectors veranlaßte mich, mit dem Geiste dieses Humoristenkönigs vertrauter zu werden. Den Hesperus allein hatte ich — wie gesagt — vor mehreren Jahren gelesen, und gerade aus diesem Buche rief mir der Inspector durch sein Urtheil eine Stelle — aus welcher abzunehmen ist, daß Jean Paul einem Nachahmer eben keine sonderlich freundliche Miene machen würde — siedheiß ins Gedächtniß zurück. Schon dieser Umstand würde mich von jedem Versuche abhalten, weil

ich um Alles in der Welt nicht haben möchte, daß dieser herrliche Mann auf mich zürnte. — Uebrigens kann er lange warten, bis ihn Einer nachahmt; denn der Zauber seiner Schriften liegt nicht sowol in der Diktion, oder Darstellungsweise, als vielmehr im allumfassenden Geiste. Meinen Sie nicht auch? — Ich habe zwar einen guten Freund, welcher anderer Meinung ist, und behauptet: man dürfe die Sache nur beim rechten Ende anfassen. — Ich muß lachen, indem ich's Ihnen niederschreibe. — „Merkt ihr's etwa — sagte er — einer Suppe an, ob das Brod in die Brühe geschnitten, oder die Brühe über die Schnitten gegossen worden? Wenn ich Jean Paul nachahmen wollte, so entwürf' ich zuerst den Plan einer Geschichte, was kinderleicht ist — nur muß sie ein bischen romantisch und unwahrscheinlich seyn. Dann verwickelt ich die Begebenheiten und schürzte Knoten auf Knoten, was auch noch zu machen wäre. Hernach nähm' ich Oertels Wörterbuch zur Hand und blätterte drinn herum, und schriebe mir etliche hundert seltsame Wörter heraus, wie sie mir just in den Wurf kämen — und zuletzt göss' ich die Brühe des Zusammenhangs über sie, wie über Suppenschnitten." —

— So hat Jedermann seine Meinung, und die hartnäckigste ist gewöhnlich die tollste.

Ich las unlängst Jean Paul's Titan, diese Kapella unter den Sonnen. Wie erschrack ich mitten im seeligsten Genusse, als ich im 4ten Band auf eine Situation traf, die (mit einer kleinen Modifikation) in den Erinnerungen just der Lichtpunkt ist! — Schon im Geist hört' ich die Leute sagen: „Das hat er aus dem Titan gestolen!" —

Ich weiß nun nichts Besseres zu thun, als in einem Vorworte, das ich den Erinnerungen, wenn sie im Druck erscheinen, voransetzen will, mein Wort zu geben, daß mir ein literarischer Diebstal eben so verächtlich ist, als ein anderer; und daß ich unschuldig bin, wenn der Leser hie und da auf Aehnlichkeiten oder Reminiscenzen zu stossen wähnt. Ich meines Theils versichere Sie, daß ich mir's zur Ehre rechne, und mich sehr darüber freue, wenn ich zuweilen einem Gedanken, einem Ausdruck, einem Naturbilde Jean Paul's begegne, das auch in meinen Heften gezeichnet steht. Uebrigens fühl ich nur zu wohl, daß ich nicht vermögend wäre, ihn

nachzuahmen, wenn ich auch wollte; und sonst wüßte ich gestern und heute und morgen keinen Romanisten, und keinen Humoristen, den ich nachahmen möchte. —

Stuttgart, 13. Jun. 1809.

Meine lieben theuren Freunde!

So oft ich mich an H.... erinnere — und das geschieht nicht selten — so kehren mir auch die angenehmen Stunden zurück, die ich in Ihrem Umgang verbrachte, der so wohlthätig auf meine wunde Seele gewirkt hat. Es war mir, der von bösen Menschen so sehr mishandelt worden, ein erquickendes Gefühl, mich von Redlichen und Rechtschaffenen umgeben und geliebt zu sehen. Die 7 Monate, die ich in H.... verlebte, bleiben vielleicht, seit meiner Kindheit, die einzige ununterbrochene Friedensperiode mei-

nes Lebens. Hätte der Zustand meines Körpers mir eine anhaltend heitere Empfänglichkeit erlaubt, und wären nicht zuweilen Nachrichten aus St... wie Wolken über den Horizont meines Ruhethals gegangen; ich hätte mich nie wieder daraus hinweg rufen lassen — ja! ich hätte den Gedanken freudig ausgesponnen, den neuen Gottesacker in H... einzuweihen oder auf dem alten noch ein Plätzchen zu finden.

Weil ich nun aber doch fort mußte; so will ich wenigstens bald und oft wiederkommen. H.... soll mein Asyl bleiben, mein Hafen, in dem ich getrost einlaufe, so oft Stürme erwachen.

Lieber S*! Nehmen Sie noch insbesondere meinen Dank für Ihre freundliche Begleitung auf unsern Spaziergängen. Es war uns recht wohl auf unsern Wandlungen, und es sind nicht leicht ein paar r e d l i c h e r e Menschen mit einander gegangen. — Kommen Sie über kurz oder lang auf den Hammer, so empfehlen Sie mich dort.

Ihnen, liebe K*, danke ich nicht nur für die viele Güte, die ich in Ihrem Hause genoß, sondern

auch noch insbesondere und vorzüglich für die mütterliche Freundschaft, mit der Sie meine gute A* so treu und liebend unterstützen. Es würde überflüssig seyn, wenn ich Sie bitten wollte, darinn fortzufahren. Ihr eigenes Herz treibt Sie dazu an; aber sagen muß ich Ihnen, daß das, was Sie an meiner A* und ihren Kindern thun, auch mir — — gethan ist, und daß der Himmel gewiß nicht taub seyn wird gegen meine Bitte: seinen besten Seegen auf Sie herab zu schütten.

Und nun leben Sie wohl. Versichern Sie Ihre guten Kinder meines unveränderlichen liebevollen Andenkens. Unter tausend Grüssen und Seegenswünschen

Ihr

unveränderlicher Freund
Lohbauer.

St....., 20. Jun. 1809.

An C*

Ihrem Wunsche, mein lieber junger Freund, Ihnen von dem Soldatenstande, zu welchem Sie eine Vorneigung verspüren, einen klaren, charakteristischen Umriß zu geben, und seine Licht- und Schattenseite darzustellen, — kann ich nicht länger mehr ausweichen, da Sie so wiederholt auf seine Befriedigung dringen, und mir solche, in Rücksicht Ihrer glücklichen oder unglücklichen Standeswahl, sogar zur Pflicht machen. Allein ich befürchte nur, daß die Erwartungen, mit welcher Sie meiner Schilderung entgegen kommen, mit der letztern in einem zu auffallenden Kontraste stehen werden, theils aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, theils aber auch wegen meines Unvermögens, die ich am Ziele von fünfzehen Dienstjahren und fünf Feldzügen offenherzig bekenne.

Leider muß ich Ihnen im Voraus gestehen, daß meine Ansichten des Militärstandes, so wie er ist, mit Ihrer Neigung nicht allzusehr harmoniren werden, weil die Vorstellung dessen, was er seyn könnte, mir während meiner Dienstzeit immer vorschwebte, mir die Freude an meinem Berufe vergällte, und mich zuletzt antrieb, die frühe gewählte Bahn in einem Alter zu verlassen, in welchem man gewöhnlich seine Ideale herabzustimmen, oder gar aufzugeben, und sich in sein Schicksal zu finden pflegt.

Während in den meisten übrigen Ständen die Aufklärung mit der Zeit fortschreitet, den leuchtenden Zielpunkt der Zweckheit verfolgt, und mit ununterdrücktem Muthe die finstern Nebel des Vorurtheils und der herkömmlichen Gewohnheit zerstreut; rückt die Kultur des Kriegsstandes nur äusserst langsam vor, und selbst die einzelnen Verbesserungen, mit denen er sich brüstet, liegen mehr im Scheine veränderter Formen, als in der Sache selbst.

Zwar macht die neufränkische Armee hierinn eine Ausnahme, um so auffallender ist es aber auch, daß dieses vorleuchtende Muster auf

die teutschen Heere (von welchen ich eigentlich rede) in zwei Jahrzehenden einen weit geringeren Einfluß hatte, als im Allgemeinen die französische Nation auf uns nachahmende Teutsche, und zwar nicht immer den Besten, von jeher gehabt hat.

Ist es der lezte Funke von Nationalsinn, der dem Germanen das veraltete Bild seiner Eigenthümlichkeit und kriegerischen Grösse noch blaß und kaum erkennbar beleuchtet — warum will er den Rest seiner Volksoriginalität in Unzweckmässigkeiten behaupten, die ihn zwar noch unterscheiden, aber wahrlich nicht zu seinem Ruhme? —

Wir fühlten uns doch nicht entehrt, die Erstlinge der modernen Kriegskunst aus der Hand Frankreichs zu empfangen und fast mit allen ihren Kunstbenennungen auf unsern vaterländischen Boden zu verpflanzen; ja! wir kopirten Frankreichs Heere zu einer Zeit, wo sie selbst noch in der Wiege lagen, so lange fort, bis Friedrichs des Grossen schöpferischer Genius der teutschen Kriegskultur eine andere Richtung gab.

Bewundernswürdig ist derjenige, der das Bessere erfindet; aber lobenswürdig derjenige, der das erfundene Bessere erkennt und nachahmt. Auch Friedrichs Schule hatte nur ihre Periode. Sie überdauerte ihren Schöpfer nicht lang. Mit ihm entwich ihr Geist, und nur die leeren Formen blieben zurück.

Ein grosser Theil der übrigen Heere Teutschlands, selbst Europa's, hatte sich in Friedrichs hinterlassene Militärformen hineingebildet. Diese Formen, die der Grosse für die damaligen Zeitumstände, und den Grad der Bildsamkeit seines Heers erfunden hatte, und, hätte er spätere Zeiten und Ereignisse erlebt, nach eben diesen wieder verändert, und dem intensiven Wachsthum seiner Armee auf's neue angepaßt haben würde, — sie wurden als das non plus ultra beibehalten und man versprach sich von ihnen getrost und zuversichtlich den Deum ex machina, eben den Geist, der sie unter der persönlichen Aufsicht des Einzigen belebt hatte.

So entstand und vervollkommte sich auf den teutschen Exerzierplätzen das Linealsystem mit seinem Taktschritt; man formirte Quarrées und

Kolonnen manchfacher Art, auf dem Acker, wie auf dem Tische, veränderte die Fronte zum Erstaunen, beschrieb ungeheure geometrische Figuren auf die glatten Manövrirebenen — kurz! Salderns Friedenstaktik glänzte von Parade zu Parade.

Verwerflich sind diese Formen nicht, so lange sie als solche dienen; allein wer sie zur Sache macht, schwört ewig zur Krücke, die doch der Lahme freudig wegwirft, wenn er erstarkt ist.

Ohne Form kann in diesem Erdenleben keine Sache existiren, selbst die Natur geht uns hierinn als Beispiel voran; aber die Form, als erziehende Stütze der Kraft, soll nie zur Beschränkerin ausarten, und noch weniger als solche sanktionirt und verewigt werden.

So lehrten's uns die Neufranken, als sie die Provinzen Teutschlands mit ihren siegenden Armeen überströmten. Wie wenig Form war damals in ihren ungezügelten Heeren! Und doch schlugen sie, und warfen selbst diejenige Armee, die sich an den Spartanerschaaren Friedrichs des Grossen versucht, und nachher in stiller, eigen-

thümlicher Bildung vervollkommt hatte, endlich bis hinter ihre letzten Circumvallationen — und späterhin noch weiter zurück. — Und was vermochten die übrigen Truppen des Kontinents mit ihren abgezirkelten Bewegungen (von welchen freilich keine einzige in der Nähe des Feindes regelmässig zu Stande kam) gegen den ächten unwiderstehlichen Kriegsgeist, der ihnen wie ein ausgetretener Ozean entgegen rauschte?

Auch diese mit Lorbeeren bekränzte Armee trat nach und nach wieder in die Kreise der Disciplin — in die nothwendige, aber selbst erschaffene Form zurück, und wie ehrwürdig erscheint sie uns in den letzten Kriegen, wo sie unter der Leitung eines ausseordentlichen Mannes ihre ununterbrochenen Siegesfeste durch eine seltne Kriegszucht krönt! Wie vergiengen vor ihrer schönen und freigeregelten Streitkraft die verjährten Triumphe der altpreusischen Taktik! —

Der Anachoret an den Jüngling.

Wirf Dich muthig in den Strom des Lebens, mein Sohn! und nimm das Schicksal auf die Schultern. Ein kräftiges Herz gedeiht am besten im Sturm; äussere Ruhe ist ihm schädlich, denn sie erzeugt innere Gewitter.

Wir müssen uns trennen auf immer, und ich kann Dir nicht alles enthüllen, was mein Herz verwahrt. Es giebt Wahrheiten, welche, wie die Kometen, von dem gemeinen Haufen für Vorboten des Unglücks gehalten werden: Wahrheiten, die, in der reinsten Absicht gesprochen, durch ihre Nachschreier sich selbst zerstören. Sohn eines gesunkenen Geschlechts! Mißbrauche das Licht, das Dir im Dunkeln aufgeht, nicht zum Mordbrand.

Deines Zeitalters wegen beklage ich Dich. Wie einsame Flammen zwischen glanzlosen Klippen werden Deine schönen Kräfte verlodern. Wenn Du über Dein Zeitalter, wie über ein bebautes Feld, flüchtig hinblickst, so könnte das rege Streben des Lebens-, Erhaltungs- und Verschönerungs-Triebes, welches die Flur mit üppigem Grün und tausendfarbigen Blumen überzieht, dich in dem Glauben bestärken, als ob dieß ein schönes, glückliches Zeitalter sey. Aber tritt erst näher, schau, wie zwischen zehen wuchernden Unkrautstengeln kaum Eine Fruchtpflanze steht, und wie der ganze schimmernde Garten auf einem Sand- und Sumpfboden nur angeflogen ist!

Production und Gewinn ist das Losungswort deines Zeitalters. Bei wachsender Bevölkerung und in gleichem Grade sich verringernder Nahrungsmasse erhöht sich das Bedürfniß, und seine Tochter, die Arbeit. Die Menschen sind durch gleiche Noth an einander getrieben, durch gleiche Ansichten verträglich, und, sich gegenseitig Hülfe leistend, täglich scharfsinniger und fähiger gemacht — einander auf's feinste zu betrügen.

Der Luxus heißt Menschenwohl; der geschäftige Müssiggang hat den stillsitzenden verdrängt; übergoldet ist der eiserne Zepter der Noth.

Selbstsucht, Lieblosigkeit und Betrug sind die Triebfedern, welche ihren Besitzern eine veste Ordnung der Dinge verhaßt machen, weil sie ihre Hoffnungen mehr nach Todenlisten, als nach Taufregistern berechnen, und im Schutt ihre Schätze suchen. Darum war das letzte grosse Ereigniß des vergangenen Jahrhunderts eine so willkommne Erscheinung, nicht um der Freiheit zum Guten, sondern um der Freiheit zum Schlimmen willen. Es war nicht der Antheil an der guten Sache, was Beifall klaschte, sondern die List eigensüchtiger Berechnung. Darum ließ der Bessere die Hand aus einem Spiel, das er durch die Betrügerei seiner Theilnehmer für die Menschheit ohnedieß verloren hielt. Er hatte nicht Muth und Kraft genug, dem Strom entgegen zu treten, und nicht Bosheit genug, um im Trüben zu fischen.

Auf sittliche Kraftlosigkeit, die Tochter des Egoismus, folgt endlich sittliche Gleichgültig=

keit. In dieser Dumpfluft, wenn sie nicht Gewitter reinigen, keimt keine bessere Blüthe mehr. Sie wird mehr und mehr der traurige Fluch dieser Zeit. Sie hindert jedes ädlere Streben, sie durchkreuzt die Plane des thätigen Tugendfreundes, sie läßt ruhig die Würde des Geschlechts untergehen, wenn nur das Laster seinen Reiz nicht verliert.

Noch haftet zwar am minderschlechten Theile die Schaam vor öffentlicher Erniedrigung, nicht aber vor der geheimen — unter keinem Auge, als dem ihres Gewissens — begangen. Kraftlos, und niedriger Begierde fröhnend, wie der Haufe, sind sie zwar so unverschämt nicht, aber sie sind Heuchler. Oft hält mit der glänzendsten Denkart eine geheime Lastergewohnheit gleichen Schritt, weil Verstandeskultur nicht Herzensgüte ist.

O mein Sohn! laß dich nicht täuschen über dein Zeitalter durch seinen lächelnden Schein.

Wenn auf dem rauhen Vulkan die Stille eines heitern Sonnentages liegt, wenn der Unerfahrne wähnt, die wilden Feuerwogen im In-

nern seyen erloschen und erkaltet; so erkennt doch die Erfahrung mit scharfem Blicke und feinem Ohr an dem kaum hörbaren Rollen in der Tiefe, an dem kaum sichtbaren Rauch über dem Krater immer noch ihr verschloßnes Daseyn, das mit verheerenden Ausbrüchen droht.

Der Geist der Milde, der Mäßigung, der sanften Menschlichkeit, der dieses Zeitalter so vortheilhaft auszuzeichnen scheint, ist wenigstens kein Resultat der Gemüthsveredlung. Ein hoher Grad von Stärke hätte ihn erzeugen sollen; ein hoher Grad von Schwäche hat — sonderbar genug! — auf eine ähnliche Art sich geäussert, vereinigt mit der Verschmitztheit einer lauernden Selbstsucht, welche die stillschweigende Uebereinkunft befördert, daß jeder den andern solle gehen lassen, so lange die Wege sich nicht durchkreuzen.

Das herrschende Mistrauen ist theils eine Folge der innern Selbstschätzung und des davon abgeleiteten Schlusses auf andre, theils eine ängstliche Furcht der Ereignisse dieser Tage. Dieß macht es so schwer, die Menschen zu ergreifen. Wer seine Erfahrung auch nur nach Wochen zählt, hält sich schon berechtigt, mit

sorglichem Blicke auf seiner Huth zu seyn, sieht in jedem Schatten ein Ungeheuer, in jedem traulich Nahenden den lauernden Mitwisser seiner Verbrechen, den Räuber seines Brods, den hämischen Feind seiner Ruhe.

Der Mensch kann so viel, wenn er nur ernstlich will! und er bleibt der armselige Sklave seiner Nothdurft, so lange er nicht das Aedelste will. Glücklich seyn ist der Wille des gemeinen Haufens, der im Streben nach Genuß sich abmüht, und im Taumel sinnlicher Lust seine Befriedigung findet. Glücklich seyn ist der Wille des gewöhnlichen Menschen, welcher das Bild des Stilllebens seinen Aussichten, Hoffnungen und Wünschen zum Ziel setzt, der im Schwindel kränkelnder Empfindungen ein ädleres Daseyn scheut, und den Traum einer schönen Zukunft auf eines Weibes Launen baut. Glücklich seyn! ein vortreffliches Loos, o ihr Menschen, das ihr mit dem Thiere, mit dem Dummkopf und mit dem Narren theilet!

Vervollkommung — an der das finsterste Erdengeschick am eifrigsten bauen hilft — sey dein Streben, o Sohn! gleichgültig, ob der

Weg dahin durch Blumenauen oder durch Dorngewinde führe. Dann wird dir dein Selbstbewußtseyn einen Lohn gewähren, der dem Tugendhaften, wenn er ihn gleich nicht fordert, mehr ist, als alle gepriesene Güter der Erde.

Und was sind selbst diese Güter in einer Zeit, wo niedriges Interesse die natürlichen Regungen der Menschlichkeit erstickt, und die Reize des gesellschaftlichen Lebens nur so lange gelten, als der Eigennutz seine Rechnung dabei findet, und die Triebräder der Kabale ihren vollen Spielraum haben?

Dein Hohn treffe den, der dir die Kultur eines Zeitalters anpreißt, das sich der Politur nicht schämt, die es mit seinem innern Gehalt erkauft. Aber wohl dem, der über Trümmern der Vorwelt in bitterm Unmuth gegen die Verdorbenheit seiner Zeitgenossen sich abhärtet, der in den Misverhältnissen seiner bürgerlichen Existenz wenigstens über Einzelne, so weit er kann, den Seegen seiner Gesinnungsart verbreitet. Obschon hier verkannt, verachtet, vergessen, wird er auf einem schöneren Stern einst leuchten in sonniger Klarheit.

O mein Sohn! die schönste Unsterblichkeit ist doch die Verlassenschaft unserer Thaten, welche ewig zeugt von unserm Dagewesenseyn, ewig in ihren Wirkungen sich erneuert.

Nach ihr trachte mein Sohn! schön ist der Traum Elysiums, schön die Hoffnung eines bessern Lebens; aber erhaben und göttlich ist der Mensch, der ohne Hinsicht auf Lohn und Dank ein rühmliches Leben rühmlich beschließt.

Ich habe siebenzig Jahre durchlebt. Jetzt, da ich zurückschaue, dünken sie mir ein einziger Apriltag. Unter Sturm und Wesrgeweh, unter Sonnenschein und Regen gelangt' ich zum Ziel. Meine Vergangenheit erscheint mir nun als eine romantische Gegend, durch welche die Horen halbschlummernd mich trugen, und in die mir auf ewig die Rückkehr verschlossen ist.

Weihet doch jeder Mensch manch' leises Ach! manche glühende Thräne den Gefilden seiner Jugend, die er nun im milden Lichte der Erinnerung so anders findet, als im trüglichen Nebel der Gegenwart! — und ich sollte nicht mit weichem Herzen, mit liebender Wehmuth ihrer gedenken?

O, die Bilder des Kummers versinken früh im wohlthätigen Strome der Vergessenheit! nur der Wiederschein ehemaliger Freuden geleitet uns in's Al'er, und leuchtet unserm Auge noch, gleich dem Purpur der Abendgewölke, wenn die Sonne längst hinab gewandelt ist.

Die Phantasie.

O Phantasie! du unversiegender Labungsquell des Herzens! Mutter des Ungewöhnlichen! lebendiger Odem alles Schönen! aus nimmer leerer Hand streust du die Blüthen höherer Freude auf die Pfade des Lebens. In deiner Flamme verjüngt sich ewig, gleich dem Phönix, der Geist des Menschen. Du bist die Ernährerinn des Gefühls, die belebende Sonne des Verstandes, die liebende Mittlerinn zwischen beiden. Wie ein Geist aus besserer Welt durchwandelst du die Nacht; dem Monde gleich machst du sie zum Tage.

Wo sind die Grenzen deines Fluges? Du führst den Eroberer bis an das Ende der Welt; du lässest neue Sonnen erscheinen; du erbauest

auf dem stillen Todtenacker den Tempel seeliger Verwandlung; mit dem Kometen durchschweifst du das unendliche All, und von der zarten Blume bis zum letzten Sterne dehnt sich dein Reich aus.

O Phantasie! im Stolze deiner ew'gen Jugend gehst du einher neben der alternden Vernunft. Was diese bedachtsam zeichnet, das malst du mit feuriger Farbe; wo ihre Lampe verlöschend flackert, da leuchten deine Blitze dem irren Wanderer. An deiner Brust nährt sich der heilige Glaube an alles Große und Schöne. Du erhebst uns über die Schranken der Alltäglichkeit zur Verädlung unsres Wesens; durch dich verklärt sich das Gewöhnlichste uns zum deutungsvollen Bild, das uns erhebt, das die Richtung unsrer Kräfte wird, Reichthum in Mangel, und Ruhe in Stürmen.

Du begleitest ihn, der über Trümmer und Verwelkungen in hohem Frieden wandelt, von Klipp' auf Klippe sicher sich schwingt, und schreckenlos an Abgründen hinschreitet, der der Gefahr ins Antlitz schaut mit gleichem Herzensschlag, und die Pfade des Todes geht ohne Beben. An Wegen der Entsagung und des Kampfes blühen deine schönsten Blumen. Du bist

es, die uns, wo opfervolle Tugend waltet, hoch über das vergängliche Paradies irdischer Glückseeligkeit hinweg, zur Pforte der Unsterblichkeit trägt.

O, daß du nie würdest zur Schwärmerei, die alles entstellt, was sie ergreift! — O, daß du nie würdest zur Raserei, die alles zertrümmert, was sie ergreift! — O, daß du nie deine Ufer überträtest, wie der Strom, der sonst in ruhiger Majestät, des Himmels Abglanz auf seiner Fläche, dahinwallte, und nun mit trüben, tobenden Fluthen die Gegend rings umher überschwemmt und verwüstet! O, daß du die Freundin des Verstandes bliebest, und nie die Verführerin des Gefühls würdest!

Schüchtern nahe sich das dürstende Leben deiner Quelle! denn Heilkraft und zerstörendes Gift, Weisheit und Thorheit, Himmelslust und Höllenqual entströmen deinem Born.

Der Weise.

Das Ideal erhöhter Menschennatur ist sein Leitstern; Entwicklung jeder noch schlummernden Kraft zum Einklang ihrer Wirksamkeit mit den übrigen — sein Tagewerk.

Vernunft ist seine Führerin. Ihre Lampe sich zur hellaufsteigenden Flamme zu erheben, die ihm die Welt um ihn her im vollen Schimmer der Wahrheit zeigt, nährt er sie mit dem Oel der Erfahrung.

Unabhängigkeit seiner geistigen Natur von jedem heterogenen Gesetz, als Resultat strenger Selbstbeherrschung, ist die Krone seines Seelenadels.

Die ewigen Idole besserer Menschen: Wahrheit und Tugend — und der von beiden unabtrennbare Charakter ächter Schönheit, bilden den Horizont seiner Wirkung.

Wissenschaft und Kunst sind ihm die schönsten Gaben der Gottheit; sie führen ihn zum erhöhten Bewußtseyn seiner ädlern Natur.

Ein wohlthätiger Genius der Menschheit, webt er in sich den Faden jedes Guten, der auch jeden umfängt, welcher mit unbefangenem Herzen in seinem Gesichtskreis wandelt.

So giebt er sich dem erkannten Ziele mit Besonnenheit hin, er widmet sich ihm mit Ueberzeugung. Weder spornt ihn die Vorstellung der Freude, noch ängstigt ihn die Sorge der Qual. Er geht den gewählten Weg mit unerschütterlichem Willen.

Er kennt seine Kräfte, er übt sie, er einigt sie im hohen Moment der Entscheidung. So bleibt er, der er ist; auch nicht im Grab erlischt seine Würde.

Hoc age!

Fürchte nicht das Unglück! Es ist der Prüfstein deiner Güte, es ist die erhebende Folie der Freude, es ist des Glücks unzertrennlicher Schattengefährte.

Seufze nicht nach dem Glück! Es ist der Menschheit ewiger Zankapfel, der Gestalten-wechselnde Proteus, ein unhaschbares Gaukelspiel, ein tausendfarbiges Nichts.

Kannst du dem Zufall seine Gaben entschmeicheln mit List, oder entreissen mit Gewalt? Kannst du gebietend herbeirufen den Zustand, der deinen Wünschen entspricht? — Nein, aber erwarten kannst du — und entbehren.

Tritt aus dir heraus, und du verlierst dich in unendlichem Sehnen; kehr' in dich zurück, und du gewinnst die Welt.

In dir wohnt das Erfreuliche; sein Spiegel nur ist die Aussenwelt. Je mehr du dir

selber bist, je mehr wird dir das Umgebende genügen. Wenn du vollendet bist, wirst du des Spiegels nicht mehr bedürfen.

Nach Glückseligkeit ringend, schweifen die Sterblichen auf exzentrischen Pfaden. Ihr Thoren! Warum suchet ihr in der Ferne, was in eures Daseyns Mittelpunkte liegt? — In den Stralen eures Geistes verklärt sich die Welt; gestaltlos versinkt sie in chaotische Nacht, wenn euer Auge sich verfinstert.

Verkenne du die wahre Glückseligkeit nicht! — Wo Tausende schöpfen, gehe vorüber. Wo sie sorglos schlummern — rüste dich zum Kampf. Wo sie schaudernd entfliehen — tritt hin und prüfe!

Klage nicht, daß kein Schäferleben dich umlächelt, und keine Rosenpfade dir winken! — Im Schoos der Ruhe gedeiht kein Held, und der Weeg zum Himmel geht über Gräber.

Was du auch beginnst, was du auch hoffst oder fürchtest, beweinest oder belächelst: — gedenke des Todes!

Findest du ein Blümchen am Weege, so pflück' es deiner Wonne. Entbehren sollst du, aber nicht verschmähen. Zur Erquickung

und Stärkung diene dir der Genuß, — niemals zum Zweck.

Fliehe den Eigennutz, dies schauervolle Gespenst, in dessen giftigem Hauche die Blumen der Liebe und Humanität verwelken! — Laß ihnen ihr Idol, den gemeinen Seelen, welche nur nehmen können, und nicht empfänglich sind für die heiligen Freuden des Gebens. Bleib ferne von ihnen; denn wär'st du ein Meer, sie würden dich ausschöpfen.

Umschirme sorgsam die zarten Geburten deiner innern Welt, denn der lieblichste Thau des Herzens wird oft zu Schneeflocken im eisigen Hauch der Wirklichkeit.

Wenn jedes deiner Gefühle sich freundlich der Natur anschmiegt, so winde dem Glauben an eigenen Werth den bescheidenen Kranz, huldige deiner Selbstständigkeit, und entsage fremden Meinungen.

Deutung.

Wie raste der Sturm durch die Wipfel, wie rollte der Donner um die Felsen! Aus den Wolken stürzten Ströme, und Dampf stieg aus der geängstigten Erde! — Jetzt ist's wieder so ruhig und stille! Die Abendsonne beleuchtet die leiserauschenden Wipfel, von welchen große Tropfen, gleich funkelnden Brillanten, niederfallen. Entwölkt und ruhig blicken die Felsenhäupter ins Thal. Die lieblichen Weste spielen wieder mit den perlenden Blumen. Neuerquickt feiert im Frieden des Abends die Schöpfung des Alliebenden Güte.

So kehret auch nach den Schauern des Unglücks, aus zertheilten Gewölken, der Freude Stral zurück, und das Bewußtseyn überstandner Leiden wiegt in seelige Ruhe die müde Seele.

Willst du wissen, ob dein Herz ohne Arg, ob dein Glauben an Tugend, dein Vertrauen auf die Vorsehung, deine Hoffnung der Unsterblichkeit wahr und fest sey? — Tritt, wann die Natur tobt, ins Angesicht des Himmels, und bleibe ruhig; tritt den Stürmen des Schiksals entgegen, und bleibe heiter!

Ist Selbstkenntniß und Selbstachtung der Grundstein des Lebensgebäudes, dann umblühen es Heiterkeit und Ruhe, gleich freundlichen Gärten, dessen Wünsche mit den Lauten der Natur im heiligen Einklang verhallen, nur der Selbstfrohe vermag das Leben zu deuten.

Wer es zerlegen will, wird es zernichten. Wen das große Räthsel des Daseyns peinigt, der verwundet sich wie ein Kind, das den Sylphen über die Hecke jagt, und an den Dornen hängen bleibt. Wie thörigt, an der labungströmenden Quelle durstig über ihren Ursprung im Bergschooße nachzugrübeln! — Willst du Aufschluß, so frag' ihn, der ernst, ruhig, ohne Liebe und Haß, ohne Freude und Trauer, ohne Furcht und ohne Hoffnung hinschreitet über die Verwelkungen seines Hauchs, — frage den Tod!

O sieh! Die Sonne sinkt hinter den blauen Bergen nieder! Eine Purpurflut umwallt die höchsten Gipfel. Feierlich, wie ein herannahender Geist, weht der Nachthauch durch die Bäume. — Athmet nicht Frieden die ganze Natur? Finden wir nicht in ihren wechselnden Szenen, im sinnvollen Cyklus der Jahreszeiten, im Keimen und Reifen, im Blühen und Verwelken — finden wir nicht in Allem die Ahnung höherer Zwecke? — Und wenn du in der Mitternacht den einsamen Todtenacker umwandelst und hinaufschaust in den unendlichen Himmel, und die leuchtenden Funken der ewigen Flamme Gottes, die Sterne glühen siehst über dir, — kannst du da an dein Ende glauben?

Aufwärts flügelt den Menschen sein ätherischer Fittig zur Gottheit und Unsterblichkeit; abwärts zieht ihn das Gewicht seiner sterblichen Hülle zur Thierheit und zum Tode, bis die Sehnsucht den Kerker sprengt, und wie eine leuchtende Frühwolke verwallt ins Unendliche.

Wissen und Glauben — in jenem spiegelt sich die Erde, in diesem der Himmel.

Der kahle Begriff deiner Existenz ist all dein Wissen. Aber die Hieroglyphensprache dei-

ner Ahnung schließt dir die Pforte der Unendlichkeit auf, und die zarten Schöpfungen deines Herzens sind die Vorboten des ewigen Frühlings.

Freue dich der lieblichen Blüthen dieses Wintergartens, aber taste sie nicht an, sonst welken sie unter deiner Hand, wie die Pflanze Sensitiva!

Wenn du etwas Besseres ärnten willst, als kärgliches Distelkraut, so wandle nicht auf dürrer Haide. Neige dein Ohr zum Brausen des Waldes, zum donnernden Päan des Stromfalls, indeß der Odem der Natur deine Wange küßt und über dir der gestirnte Himmel sich wölbt, aus dem die unendliche Zukunft herunter winkt! Nähre zwischen einsam trauernden Ruinen den stillen Glauben, daß die Tugend, deren Abstral in dein Herz fällt, irgendwo außerhalb der Erde ihre Heimat haben müße!

Vertraue der Natur! Mit Wucher giebt sie dir den Reichtum deines Herzens zurück, den du in Stunden des Unmuths und Zweifels in ihren mütterlichen Schoos rettetest. Sie trügt nicht. Aber wer sie in die enge Schranke seiner Selbstsucht hinein zwängen will, der verkennt

sein Verhältniß zu ihr, der wischt die Farbe vom Leben, der durchlöchert den Kahn, der ihn sicher hinüber getragen hätte übers Meer der Zeit.

Sieh jene Trümmer dort über dem Strome! Sie sind verwachsen mit Dornen und Nesseln. Ein steiler Pfad führt hinan; dort wandeln im Sternenschimmer die Geister der Vorzeit um das verfallene Denkmal. Zwischen dort und hier, zwischen jetzt und einst, verrinnt der Nebelstrom der Begebenheiten, und vom Vergangenen bleibt nichts übrig, als das unzerstörbare Mahnbild der Vergänglichkeit.

Vorüber schwinden die Erscheinungen der Zeit; fest steht der Gedanke der Ewigkeit. Im Gedächtniß verewigt sich die Gegenwart. Die Erinnerung überlebt die Tage des Lebens, und an ihrer Hand kehrt uns wehmüthig lächelnd die Vergangenheit wieder.

Sie bleibe stets deine Freundin, sie bekränze dein Schicksal mit Immergrün und beleuchte die dunkle Wolke der Zukunft mit Mondlicht! Sie lehre dich die kärglichen Gaben des Zufalls entbehren, und ersetze dir durch ihre bleibenden Umrisse des Lebens — seine verblichenen Farben.

Lerne sterben!

Ein unsichtbarer Genius schwebt über der Erde, und windet die Todtenkränze der Menschheit. Hier sinkt ein veraltetes Grab ein, dort öffnet ein neues, gleich einer frischen Wunde, seinen fürchterlichen Mund. Hier tönt das Weinen des Geborenen, dort das Röcheln des Sterbenden.

Gehe hin! Nimm seine kalte Hand in die Deinige und lerne sterben von ihm, denn du mußt sterben, wie er.

Schau hin! Siehst du sein mattes brechendes Auge, wie es mühsam und zitternd umherblickt nach Hülfe, oder wenigstens nach Trost? — Schweigend und trauernd tritt der Arzt vom Bette hinweg, die Mittel der Rettung sind erschöpft, die Kunst ist zu Ende.

Hier blüht kein Frühling mehr! Vertrocknet sind die Quellen des Lebens, ausgebrannt die fruchtbaren Gefilde der Freude. Lichtlose Finsterniß lagert sich um das matte Herz, und der Geist ängstigt sich fliehend vor den Schreckbildern seiner kranken Phantasie.

Ein mahnender Geist, eine ernste richtende Frage, tritt die Vergangenheit, alles Schmuckes entkleidet, vor die kämpfende Seele.

Wohl ihr, wenn sie antworten kann! — Zum freundlichen Morgenroth verklären sich die Nächte des Kummers, ins stille Lächeln der Ruhe treten die furchtbaren Züge des Todes zurück, verschwunden ist der Gedanke der Vernichtung, der schrecklich zwischen dir und dem Himmel stand, und in die Aurora der Ewigkeit versinkt dein trunkenes Auge.

Durch die gesprengten Kerker des Lebens, durch die zerrissenen Wolken der Zeit schwebst du hinauf an den Urborn ewiger Wonne.

Lerne sterben, und dank' es im Staube deinem Schöpfer, daß er dich sterben läßt!

Dem Seufzen der Unschuld, dem Schmachten des Leidenden, den gerungenen Händen der Verzweiflung winkt der freundliche Tod.

Wenn du mit heisser Liebe die Menschheit umfaßtest und kein liebendes Herz dir erwiedernd entgegen wallte, wenn durch den Garten deiner Hoffnungen die verheerende Bosheit zog und die Erde dir nur als das große Grab deiner Freuden erscheint, — so lächelst du friedlich, denn du kannst sterben.

Sahst du die Hoffnung der Unsterblichkeit aus brechenden Augen leuchten? sahst du zitternde Hände nach dem fernher glänzenden Ziele sich erheben? —

Der Tod ist der Moment unaussprechlicher Wonne, wo der Schlagbaum des Lebens hinter dir niederstürzt, und die Pforte der Ewigkeit aufspringt, wo du eingehst in dein Heimatland und von den entbundenen Aetherfittigen die Asche des Erdenseyns hinwegschüttelst, wo die Vorangegangenen dir selig entgegentreten, und du hinsinkst in die ausgebreiteten Arme der unendlichen Liebe.

Freundschaft.

Freundschaft ist ein gegenseitiges Bestreben, des Andern Vollkommenheit zu fördern, und sich die seine vom andern befördern zu lassen, gegründet auf Harmonie der Gesinnungen und Gefühle.

Zur Freundschaft gehört nothwendig die gegenseitige Kenntniß, — welche nur durch längern Umgang — durch Prüfung erlangt wird.

Da Vollkommenheit ein Ziel ewiger Bestrebungen ist, so dauert wahre Freundschaft nothwendig auch ewig. Ein ewiges Band! — welch hoher Begriff! — Aber bedenkenswerth, ehe es geknüpft wird.

Gleichheit der Jahre, des Standes, in gewisser Rücksicht sogar noch des Temperaments — nicht schlechterdings — wohl aber Gesinnungs-

und Gefühls = Harmonie zur ächten Freundschaft noth.

Da jeder Freundschaftzweck nur moralische Vollkommenheit ist, die wir auf unserer Stuffe durch den Namen Tugend bezeichnen, so folgt, daß nur zwischen guten Menschen Freundschaft möglich sey.

Aus dem nämlichen folgt, daß Lösung der Freundschaft nur in 2 Fällen möglich sey: 1) wenn die Harmonie der Grundsätze, des Gefühls und der Gesinnungen gestört ist. 2) Wenn ein Theil — aus was immer für Hindernissen — ausser Stand gesetzt wird, des Andern moralische Glückseligkeit zu befördern.

Keiner von beyden Fällen ist bey unveränderlich guten Menschen denkbar, — da überdieß nur unter solchen ächte Freundschaft möglich ist, so ist dieselbe ewig.

Freundschaft soll sich auf einen ordentlichen Vertrag stützen, um in ihrer Pflegung genauer, und in ihrer Dauer sicherer zu seyn.

Klopstock zählte viele Bekannte, sehr viele gute Freunde, wenig gute Bekannte, zween Freunde. Aus guten Bekannten

werden oft — nie aber aus guten Freunden — Freunde. Die letztern sind im Wachsthume verdorben.

Alles, was zur gegenseitigen moralischen Vervollkommnung, zur Annäherung in Grundsätzen, Gesinnungen und Gefühlen beiträgt, darf nie von einem Theile dem Andern vorenthalten werden. Was aber nicht darauf Bezug hat, darf auch dem Freunde ein Geheimniß bleiben.

In den nämlichen Fällen bin ich dem Freunde auch Aufopferungen schuldig, von welcher Art sie auch sind, wenn sie nur nicht frühere Pflichten (z. B. gegen mich selbst oder gegen das Ganze) beeinträchtigen.

Achtsamkeit auf einer — Nachgiebigkeit auf der andern Seite, sind nöthige Erfordernisse in der Freundschaft. Schmeicheley ist Gift. Liebevoller Tadel eben so wohl Wohlthat, als Lob. Der Umgang sey so nahe, und so enge, als Zeit und Umstände es gestatten. Ausser allgemeinen, häuslichen und Standespflichten weicht keine der Freundschaft.

Freiheit.

Freiheit — des Guten gerechte Forderung — — jetzt der Abgott der taumelnden Menge — — im Gebiete des Verderbens bleibt sie eine unreife Frucht; der lüsterne Schwächling hascht nach ihrem Genusse — und stirbt.

Wer sie nicht auf die Trümmer des Lasters baut, spottet ihres Gebers, der sie der Tugend zum Lohne bestimmte, nicht der Thorheit zum Spiele.

Nimm dem Lahmen seine Krücke, und er kriecht vollends am Boden. Heile ihn erst — und er wirft sie weg.

Ihr, die ihr lärmt! Eigennutz ist euer Idol; Freiheit und Volksrecht des Idols Larve. Wehe der Menschheit, die unter solchen Aerzten nur ihre Hospitäler wechselt.

Eigennutz ist der Götze dieser Zeit. Sein Priester, er sey Tyrann oder Demagog, ist des Volkes Liebling. Wer diesem Abgott zu nahe tritt, heißt ein Feind seiner Freiheit, wie der Arzt, der den Fiebersiechen mit Arzneien auf dem Lager zurückhält, wenn er in der Manie verlorner Sinne ins Freie stürmen will, den Tod zu suchen.

Freiheit gebührt der Kraft. Tugend gegründet — sittliche Urkraft erweckt, dann folgt Freiheit von selbst, wie dem Lenze die Blumen. Wer sie früher entfaltet — tödtet sie.

Einige Winke über die moralische Behandlung des Kindes.

Von einer Vorschrift kann hier nicht die Rede seyn. Wer die Gabe nicht hat, die Originalität des Kindes zu erkennen, um auf solche seinen Bildungsplan zu gründen, wer nur schulen kann, wo er lenken sollte, und so die besondre Natur des Kindes unterdrückt und seine Neigungen fesselt, für den würde ohnedieß jede Vorschrift unnütz seyn. Nur Einiges will ich berühren.

Es ist nicht alles Unart bei den Kindern, was man gewöhnlich so nennt. Ungewöhnliche Lebhaftigkeit zeugt von ungewöhnlichen Kräften, aus welchen sich der künftige Standpunkt des Menschen entwickeln soll; sie müssen geleitet, aber nicht gelähmt werden.

Eigensinn — dieses erste Regen des kraftvollen Fittigs, der den Menschen einst über sein Schicksal emporträgt — wie gehen die Erzieher damit um?! — Eifrig zerknicken sie diese herrliche Schwungfeder, und der Zögling kriecht duldend am Boden.

Drang nach Ungebundenheit — Ungeduld in der Lernstunde — das Erbtheil jedes feurigen Kindes — wie wird es bedroht und gemartert! Lasset die Zeit walten; und müssen ja Fesseln seyn, so seyen sie keine Sclavenketten. Das Kind lernt und harrt aus, so bald es begreifen gelernt hat, warum es so seyn muß.

Folgsamkeit ist die Frucht einer sanften, liebevollen Behandlung; ängstlicher Gehorsam — die Frucht einer unvernünftigen Strenge.

Das Heucheln und Lügen ist zuweilen das Eigenthum eines von Natur versteckten Herzens, öfter aber Folge einer allzuheftigen Strenge und leidenschaftlichen Bestrafung. Das Kind hält seine Züchtigung für ungerecht, wenn es bemerkt, daß sie im Zorn geschieht; es verliert das Vertrauen zu seinem Erzieher, wird furchtsam, scheu, und am Ende tückisch. Des-

wegen muß jede nothwendige Züchtigung mit Gelassenheit vollzogen, und das Kind hernach mit möglichster Sanftmuth und Freundlichkeit über die Ursache derselben belehrt werden.

Sklavische Erziehung lähmt die Schwingen des Geistes, und macht den Menschen auf Zeitlebens zu einem ängstlichen, untergeordneten Wesen.

Allzuliberale Erziehung zerstört nach und nach die nothwendige Fähigkeit, unter Menschen und in Verhältnissen mit kluger Vorsicht und beugsamem Sinne zu wandeln.

Vernünftige Erziehung liegt zwischen beiden Extremen, und nur der Vernünftige kann sie geben.

Der väterliche Rath.

Ein reicher und rechtschaffener Mann legte in die Brieftasche seines einzigen Sohnes, als dieser auf eine weit entfernte Universität abgieng, einen versiegelten Aufsatz mit der Bedingung, ihn nicht eher zu öffnen, als bis er an dem Ort seiner Bestimmung angekommen seyn würde. Der Aufsatz lautete so:

„Mein Sohn! Dir sind meine bedenklichen Gesundheitsumstände bekannt, und du bist darauf vorbereitet, mich beim Abschied zum letztenmal für dieses Leben umarmt zu haben: Darüber also schweige ich. Hingegen will ich dir noch einige väterliche Lehren mittheilen, die eigentlich für dein reiferes Alter bestimmt waren, die ich dir aber nun, weil ich so nahe am Grab stehe, nicht länger vorenthalten will.

„Bisher gab ich dir nur einzelne Winke über das, was du in diesem Leben zu erwarten hast, denn ich wollte dein frohes Jugendgefühl nicht zu frühe bewölken. Jetzt aber, da du in ernstere Verhältnisse zu treten beginnst, ist es die Pflicht deines Vaters, manchem deiner angenehmen Träume und bequemen Vorurtheile entgegen zu treten.

„Ich würde dich betrügen, wenn ich dir auf dieser Erde zu einer dauerhaften Glückseligkeit Hoffnung machen wollte. Nein, mein Sohn! Dein Eintritt in dieses Leben war der erste Schritt zum Kampfe — zu einem unaufhörlichen Streite mit Widerwärtigkeiten. Stille friedliche Tage — sind nur Pausen zwischen vorübergegangenen und neuen Stürmen, Erholungszeiten zum neuen Kampfe. Durchlaufe alle Stände, häufe aller Welt Reichthümer um dich her, steige auf den höchsten Gipfel des Ruhms: — jenes Loos folgt dir, wie dein Schatten. —

„Betrachte aufmerksam und nachdenkend die Natur, und du bemerkst rastlosen Streit gegeneinander wirkender Kräfte. Aber das Resultat dieses Ringens ist in jedem Momente — Gleichgewicht, Harmonie, Reproduktion.

„Auf gleiche Weise liegt der Mensch mit sich selbst im Kampfe. Sein thierischer Körper ist der Gegner seiner vernünftigen Seele. Auf der nimmermüden Anstrengung der letztern, die ungestümmen Forderungen der Sinnlichkeit zu beherrschen und in den Schranken der unumgänglichen Nothwendigkeit zurückzuhalten, beruht unser großer Vorzug vor dem Thier, unsere geistige Würde, das erhabene Ziel unserer Bestimmung — Vollkommenheit.

So wie auf Stürme eine Friedensstille, auf Tagesgluth ein kühler Abend folgt: so empfinden wir auch nach jedem rühmlich bestandenen Kampfe mit uns selbst eine himmlische Zufriedenheit im Innern. Und dieß, mein Sohn, ist für dieses Leben unsre Aerndte.

„Als ich dich zum erstenmal in eine öffentliche Schule führte, sagte ich zu dir: „„Dein Lehrer wird dich nach deinen Kräften behandeln, er wird nicht mehr von dir verlangen, als du leisten kannst; aber auch nicht weniger. Hier kommt es einzig auf deinen Willen und Fleiß an; was du dir dadurch erwirbst, ist dein eigener Gewinn, was du vernachläßigst, ist dein eigener Mangel. Bleibe nicht hinter den Hoff=

nungen deines Vaters, nicht hinter den Erwartungen deines Lehrers zurück; strebe, sie zu übertreffen, dann wirst du sie auch übertreffen, und deines Vaters Freude, und deines Lehrers Beifall, und deiner Mitschüler Achtung wird dich ermunternd belohnen. Wirst du aber nicht das Deinige thun, so bin weder ich, noch dein Lehrer vermögend, dir das Versäumte zu ersetzen und dich vor der gerechten Verachtung deiner fleißigen Schulgenossen, und endlich vor den eigenen Vorwürfen deines Gewissens zu bewahren.""

„Und jetzt, da auf deiner fortgesetzten Laufbahn dich die Gestalten des Lebens bedeutender anzusprechen beginnen, jetzt rufe ich, wie damals, dir zu: „„Lerne deine Kräfte kennen, und zweckmäßig anwenden, so erfüllst du deine Pflicht, und in der Erfüllung seiner Pflicht ruht der Selbstlohn des Menschen!""

Noch bis jetzt, mein Sohn, kennst du die Widerwärtigkeiten des Lebens nur vom Hörensagen; deine Erfahrung ist noch ein klarer Himmel, über den höchstens einige kleine Wölkchen ziehen. Aber die Stürme werden erwachen, und deinen Horizont verfinstern. O mein Sohn!

wenn du dann nicht fest auf dir selber stehst, so wirst du verzagen und muthlos unterliegen. Darum gründe dich bei Zeiten auf dich selbst, und lerne deiner erkannten und geübten Stärke mit ruhiger Freude vertrauen.

Die Menschen, mein Sohn! sind von der Art, daß eine große Achtsamkeit und Anstrengung dazu gehört, um unter ihnen geduldig auszudauern. Rechne darauf, daß sie dich zehenmal mißverstehen, ehe sie dich Einmal begreifen: daß sie sich öfters für beleidigt halten, wo du es gut mit ihnen meinst, und daß sie nichts mehr empört, als sichtbare Geringschäzung. Sie verwerfen das Gute, das du ihnen mit stolzer Miene darreichst, und lassen sich mit offenen Augen von dem Schelmen betrügen, der sich ihnen recht demüthig zu nähern weiß.

Ueberhaupt sind die Schwierigkeiten, auf Andere zu wirken, größer, als der jugendliche Enthusiast sich vorstellt. Höchstens wirkt er auf seines gleichen, und auch dann nur so lange, als der Traum der Imagination dauert.

Die Menschen nähern sich einander niemals, um eines gemeinschaftlichen Objekts willen, sondern um ihre individuellen Bedürfnisse zu befrie-

digen. Und weil sie hierzu ihrer Nebenmenschen bedürfen, so huldigen sie der gesellschaftlichen Ordnung, malen den Geist der Humanität auf ihre Maske, und tragen den gemeinsten Egoismus im Herzen.

Laß sie! Thu' ihnen, so oft du kannst, Gutes im Stillen; aber mische dich nicht ohne dringende Noth in ihre Angelegenheiten, und mache die Deinigen so wenig, als möglich, von ihnen abhängig, und greife um Alles in der Welt willen ihre Meinungen nicht an! Du richtest nichts aus, du stichst in ein Hornissennest, und hast Mühe, den grimmigen Stacheln zu entfliehen.

Sie werden dich ohnedieß — auch wenn du sie im Frieden lässest — drohend umsummen, denn es ist ihnen nicht möglich, zu glauben, daß man sie unangefochten lassen wolle; und wenn du stillschweigst wie ein Grab, so lauern sie streitgierig auf deine Mienen und Blicke.

Dennoch darf dir nicht bangen, mein Sohn! Ein durch den Schleier der Klugheit gemilderter, determinirter Charakter braucht nichts zu fürchten, und Seinesgleichen findet er doch wohl auch im Marktgewühle des Lebens. Lerne sie

suchen und erkennen, und schließe dich, aber mit Vorsicht, an sie an; denn starke Naturen dulden einander nur mit Mühe.

„Suche aber diese Gefährten nicht unter der Zahl derjenigen, die viel Wesens aus sich machen, sich überall hervordrängen und nach irrdischen Höhen hinaufstreben; denn diese sind Sklaven der Thorheit, unsicher, wankelmüthig und ungetreu.

„Erwarte sie auch nicht unter denen, die dir schmeicheln. Ein biederer Bruder wird dich im Stillen ehren, wenn er sieht, daß du deine Pflichten erfüllst. Er wird dich offenherzig tadeln, wenn er dich fehlen sieht, ohne deiner Empfindlichkeit zu achten.

„Du findest sie eben so wenig unter denjenigen, welche, zu feig und zu träg, um einen würdevollen Kampf mit ihrem Schicksal zu wagen, die Gegenwart verwünschen und über die Zukunft phantasieren. Meide diese, denn sie machen dich zaghaft, oder leichtsinnig. Die Gegenwart ist unsere Berufsstelle; sie ist die Aufgabe für unsern Kopf und unser Herz.

„Ich, mein Sohn! fand die wenigen ädlen Gefährten meines Lebens unter den stillen Theilnehmern an fremden Leiden. Mit ihnen verband ich mich, und wir bildeten die verborgene Quelle, aus welcher mancher Bedrängte Trost und Labung geschöpft hat."

Fragmente.

Stets und störrisch an sich selbst nur glauben — führt irre. Betrachtung und Resultat werden einseitig und unrein. Eigener Werth lernt sich nur im Spiegel des nachbarlichen Werthes kennen. Wer fremde Vortrefflichkeit zu umfassen strebt, ist selbst vortrefflich. Wer nicht an gute Menschen glaubt, ist selbst kein guter Mensch.

Der angebohrene Werth geht nackt einher. Der erworbene trägt ein unscheinbar Gewand. Der eingebildete kleidet sich in Flitterstaat.

Demuth ist reines, wahres Selbstgefühl, ist Resultat des begriffenen Verhältnisses zwi=

schen Ich und Urbild. Darum wägt sie den Stolz nieder. Mehr seyn, als der Haufe — seyn, was man seyn soll — was ist es anders, als eine Schuld, welche wir dem abtragen, der uns unter dieser Bedingung Kräfte lieh? Die Beruhigung, das Seinige zu thun — das höchste Bewußtseyn — ist eigentlich der natürliche Zustand unserer Seele.

Wer geeignet ist, das eigenthümliche Licht seines Wesens zu verbreiten, wie die Sonne ihr Licht über die sie umkreisenden Welten breitet, — der wähnt oft, es sey des Freundes, was sein eigen ist, und liebt sich selbst im Andern.

Der Weise hat ein Geheimniß, vor dem sich das Unglück neigt, — einen Demantschild, der jeden Stoß des Geschicks entkräftet, — eine leuchtende Fackel in der Nacht des Lebens, und einen Leitstern durch die Pforte des Todes.

Die Welt ist ein Schauplatz heimlicher Leiden. Der Erdenwonne arme Täuschung wirft

den glänzenden Farbenschleier drüber hin. Während der gutherzige, gedankenlose Weichling sich im Lethe des Sinnentaumels berauscht — während er glaubt, die Erde sey geschaffen zu seinem Genuß, die Natur und die Menschen zu seiner Unterhaltung — zieht der tiefblickende Aedle sich von der Bühne des Ergötzens zurück, und nährt an Bildern düstrer Abgeschiedenheit mit Schwermuth sein grosses Herz. O wer möchte glücklich seyn beim dumpfen Jammer von Tausenden!

Sind doch die Menschen so tief gesunken, daß sie ihr eigenes Elend nicht mehr fühlen! — darum sind viele so leicht befriedigt! Es ist nicht Genügsamkeit — es ist Taubheit und Schwäche.

Des Weisen Vorrecht vor der Menge ist ruhige Entsagung dessen, was diese wünscht oder besitzt. Sein Bewußtseyn ist sein Reichthum, fremde Glückseligkeit sein Ziel, Liebe der Pfad seiner Wirkung. So überschaut er mit erhabenem Gefühle das Gefilde

seiner Vergangenheit; so wandelt er hinab zur grossen Pforte, wo Beseeligung wohnt im Aufschluß oder im Schlummer. — Ach! fände er Menschen, ihm gleich an Kraft und an Willen! Jahrhunderte giengen verklärt hervor aus dem Bunde der Aedeln, — und die Zeit verlöre ihr trauriges Recht.

Groß seyn — es ganz — in Allem seyn, und für Alles — aber durch sich selbst! — Ein Planet ist keine Sonne.

Zu finden im Gewöhnlichen das Ungewöhnliche, im armseligen Menschenhaufen das ehrwürdige Bild der Menschheit, in jeglicher Freude den Stoff ernster Betrachtung, in jedem Schmerz den Keim höheren Genusses, — — zu finden in Schrecken und Gefahr den Maasstab seiner Grösse, und im Tode das Siegel seiner vollendeten Würde — — das ist des Weisen Kunst, das ist die Bedeutung seines einigwahren, warmen Lebens.

Warum leben wir? Um eines Lebens würdig seyn zu lernen, dessen Bedeutung in seiner Anwendung liegt. Nicht Daseyn blos, sondern erfülltes Daseyn ist unser Zweck.

Im Anschaun des Aedelsten, des Heiligsten, dem wir uns hingaben mit Besonnenheit, dem wir uns widmen mit Ueberzeugung, stärke sich unser Herz. Denn verläugnende, ununterbrochene Anstrengung erfordert jedes höhere Beginnen. Der erste muthlose Stillstand ist der Schwäche ewiger unvertilgbarer Zeuge.

Ich stand betrachtend vor einer Espe, deren nimmerruhiges Laub im Mondstrahl zitterte. Da kam ein Windstoß und nahm die Blätter alle, sie rieselten hinunter, um zu vermodern. — Kahl stand der Baum. —

So das flimmernde Spiel des Ergötzens. Die Zeit haucht oft plözlich die Verkleidung weg — und enthüllt das Gerippe.

Margarethe.

Ehemals besucht' ich oft ein kleines romantisches Thal, das nicht ferne von meiner Vaterstadt liegt. Hohe Tannen auf sanften Hügeln umgeben es, ein klares Bächlein schlängelt sich durch seine Mitte. Schon der Weg dahin ist so anmuthig! Man geht über eine grosse Wiese, im Schatten lieblicher Fruchtbäume. Rechts erheben sich prangende Rebenberge, links begegnet dem Blicke des Wandrers ein niedliches Dorf. Die Mutter Natur scheint über diese Gegend ihren ganzen Reichthum ausgegossen zu haben. Auch sind die Bewohner derselben unverdorbene Landleute, welchen alte teutsche Redlichkeit noch im Auge glänzt.

Am Eingang in mein geliebtes Thälchen liegt einsam ein kleiner Bauerhof. Damals ar-

beitete beinahe den ganzen Tag ein freundliches Weib mit zwei frischen Töchtern im Garten, sie rief mich öfters herein, wenn ich vorüber gehen wollte, und lud mich zu einem ländlichen Abendbrod. Aus ihrem Munde vernahm ich ihre einfache, rührende Geschichte.

Margarethe (so hieß die Bäurin) war die Tochter eines Taglöhners. Schon durch ihre Geburt erhielt sie die traurige Bestimmung, arm zu seyn. Noch mehr aber wurde sie mit diesem menschlichen Elend vertraut, als ihre Eltern starben, und sie, ein Mädchen von achtzehn Jahren, sich selbst überlassen blieb. Sie gieng zu einer Verwandtin ihres Vaters, erwarb sich dort einige weibliche Fertigkeiten, mußte sich's aber dafür Tag und Nacht sauer werden lassen, wurde mit liebloser Härte behandelt, erhielt kümmerliche Nahrung und dürftige Kleidung. Bald konnte sie es bei der hartherzigen Base nicht mehr aushalten. Sie gieng, und arbeitete bei den Bürgersleuten in der Stadt um Taglohn. Ein Hauslehrer bemerkte sie, hatte Mitleiden mit ihr, und nahm sich ihrer auf's zärtlichste an. Margarethen in ihrer Verlassenheit war der junge Mann ein Engel Gottes.

Er kam oft zu ihr, redete stundenlang mit ihr, gieng auch mit ihr spazieren. Er lehrte sie mit Freude und Eifer, was er selber konnte, Lesen, Schreiben und etwas Rechnen. Auch war er ihr ein sorgsamer Warner vor Verführung, und ließ oft Worte fallen, die Margarethens Herzen unbeschreiblich wohl thaten, und ihr den Blick in eine bessere Zukunft öffneten. Aber der Lehrer war arm, die Erlangung eines Schuldienstes stand im weiten Feld, und die einzigen Freunde des züchtigen Paares waren — die Geduld und die Hoffnung.

Leider fehlte ihnen die Vorsicht und die Klugheit, denn bald fieng man an, die Schuldlosigkeit ihres Umgangs zu bezweifeln; Margarethe wurde als ein lüderliches Weibsbild fortgewiesen, und der Hausinstruktor verlor den grösten Theil seiner Lehrstunden.

Groß war nun Margarethens Elend, und unvermögend der Freund, ihr zu helfen. Dieser gerieth endlich auf den Einfall, sie seinem Vetter zu empfehlen, welcher in einem entlegenen Dorfe Prediger war. Er gieng, als Margarethe bereits zu verzweifeln anfieng, an einem

stürmischen Herbsttage hoffnungsvoll dahin ab — und kam nicht wieder. Sein Weg führte ihn über die schmale Brücke eines Flusses, er glitt, stürzte hinab und ertrank. — Margarethe erfuhr dieß zufällig, als sie drei Tage lang in der schrecklichsten Bangigkeit auf seine Zurückkunft geharrt hatte.

Sie packte nun ihr Bündelchen zusammen und wanderte nach zwei kummervollen Jahren wieder zurück in ihren Geburtsort, und ein wohlhabender Bauer nahm sie mitleidig auf.

Dieser Bauer hieß Jakob, er schenkte Wein und Bier, und hatte einen schönen Garten hinter dem Haus. Von der nahen Stadt aus wurde an Sonn= und Feiertagen gewöhnlich dahin gewallfahrtet. Margarethe, welche durch Fleiß und Treue sich bald das Vertrauen ihres Herrn erworben hatte, mußte die Gartengäste bedienen.

Margarethens reinlich netter Anzug, ihre reizende Gesichtsbildung, ihr sanftes blaues Auge, ihre natürliche Anmuth, und die holde Schüchternheit ihrer Unschuld blieben nicht unbemerkt. Die Damen betrachteten sie mit nei=

dischen — die Herren mit gierigen Blicken, besonders ein reicher artiger Kaufmannssohn, Namens Hillmar; auch er wurde vor allen andern von der unschuldigen Margarethe bemerkt. Hillmar war einer von den Jünglingen, welche mit offenem Kopf und Herzen, mit lebhafter Einbildungskraft und glühendem Gefühle selten die Mittelstraße wandeln, sondern sich gewöhnlich zu Extremen hinüberwerfen. Er blieb bei manchfaltigen Kenntnissen, bei glänzendem Verstand und hinreissendem Benehmen im Zirkel der feinen Welt, ein Mensch ohne Moralität, voll wilder unordentlicher Leidenschaften. Sein Charakter konnte in den alltäglichen, bei ihrer unaufhörlichen Abwechslung doch so einförmigen Verhältnissen der Konvenienz unmöglich Stärke erhalten; seine persönlichen Vorzüge und seine bedeutende politische Existenz erwarben ihm eine Menge derjenigen Anhänger, welche in der grossen Welt Freunde genannt werden. Diese Freunde erhielten ihn durch Schmeicheleien und Zerstreuungen in beständigem Taumel und entfernten ihn immer weiter von sich selbst.

Er sah Margarethen, und sein Herz schlug heftig. Aber dieses Herz war wild und roh,

kannte nicht die Freuden edler Liebe und Freundschaft.

Margarethens Unschuld, ihre stille Neigung zu dem Jüngling, die ihm Achtung hätte einflößen, ihn beschämt und schüchtern machen sollen, bewirkte leider das Gegentheil. Er legte der Tugend des unbesorgten Mädchens Fallstricke, — freilich anfangs nicht mit dem Bewußtseyn, etwas Schändliches zu beginnen, denn die Stimme des Gewissens ward übertäubt vom Toben der Leidenschaft, — aber doch mit der Ueberzeugung, auf Kosten der Ruhe des Mädchens seinem verdorbenen Herzen zu gehorchen.

* * *

Jakob hatte einen Sohn von vierundzwanzig Jahren, der war ein stiller, ordentlicher Mensch, dem es in der Arbeit keiner gleich that. Er stand mit den Hühnern auf, pfiff oder sang ein Morgenlied, und gieng dann an's Geschäft. Er war die Stütze der Wirthschaft, und sein alter Vater sagte oft zu ihm: „Einen bessern Sohn hätte mir der liebe Gott nicht schenken können, und dir kann's nicht anders, als wohl gehen in der Welt.“ „Ach! — erwiederte dann

der biedere Thomas — „lobt mich nicht, Vater! ich thue ja nur meine Schuldigkeit, und die belohnt sich von selber. Und daß ihr mich lieb habt, das ist meine einzige Freude. Gott lasse euch lang leben, damit auch meine Freude noch lange währen, und ich euch ein frohes Alter bereiten kann, dann sind alle meine Wünsche erfüllt."

„Nein!" — rief der Alte — „du mußt noch andre Wünsche haben! Ich sterbe bald, und du bleibst allein. Ich will dir sagen, was du dir noch wünschen sollst, denn du brauchst es nothwendig: — ein Weib! — Ja, dreh' dich nur auf dem Absatz herum! Ein Weib mußt du haben, denn wie willst du künftig der Wirthschaft allein vorstehen?"

„O Vater, — entgegnete Thomas, — das thu' ich ja jetzt auch!"

„Du? Ei, nimm mir nicht übel, das weiß ich anders. Du thust, was du kannst, und das ist viel; aber es wäre weniger, wenn nicht auch die Marg'rethe überall hinten und vornen dran wäre. Ja, die Marg'rethe! die wär' ein Weib für dich!" —

Margarethe war schon geraume Zeit im Hause, ohne daß Thomas sonderlich auf sie geachtet hätte. Er kannte jeden Baum, jede Pflanze, jedes Plätzchen Erde auf seines Vaters Gütern, jeden Winkel, jedes Geräth im Hause; wußte über alle diese Dinge, so oft man es verlangte, Red' und Antwort zu geben; hatte schon oft mit dem Amtmann, auch sogar einmal mit dem Landesherrn, als der durch's Dorf reiste, gesprochen; aber wenn ihm ein Mädchen in den Weg kam, zog er die Stirne kraus, und machte sich auf die Seite. — Thomas ist in der That nie ein Weiberfeind gewesen; warum er das schöne Geschlecht doch so ängstlich mied, darüber ist er mir die Erklärung schuldig geblieben.

* * *

An einem schönen Septembermorgen arbeitete Margarethe im Gemüsgarten. — Die Sonne stieg eben hinter dem Wald herauf, ihre wohlthätigen Stralen zerstreuten den Frühnebel, und gossen Leben und Jubel über die erwachende Schöpfung. Die Luft wehte so angenehm, säuselte so melodisch in den thaubenetzten Blättern, der Bach murmelte so sanft, die Vögel sangen so entzückend! — Der Zauber der Natur

drang mächtig in Margarethens offenes Herz. Sie fühlt sich erneut in ihrem Wesen. Sie blickt auf, und eine grosse Thräne perlt über ihre Wange herab. — Du lieber Gott, wie wohl ist mir! — So spricht sie leise, und ihre Arme öffnen sich, als ahnete sie in ihrer Nähe ein himmlisches Wesen, es inniglichend zu umfassen. Sie sieht sich um, tief athmend, durchdrungen von Ruh' und Wonne. — Die Erinnerung beschleicht ihr Herz. Sie denkt ihres biedern Vaters im Grabe, denkt ihres einzigen Freundes in der Noth, den die Flut verschlungen hat. Sie vergleicht überstandene Leiden mit dem Frieden der Gegenwart, und der Wehmuth sanftes Rosengewölke wallt leis' über ihre schöne Seele.

Sie faltet endlich die Hände, und spricht fromme Worte reiner Empfindung und hoher Andacht:

„Du lieber, guter Gott, wie schön ist dei„ne Welt! Wie väterlich sorgst du für die Men„schen, wie väterlich behütest du mich, arme, „verlassene Waise! In der größten Noth hast „du mich zu Menschen geführt, die es gut

„mit mir meinen, und bei denen mir's wohl „geht! Deine göttliche Vorsehung hat mir mei„nen Wandel bezeichnet. Gieb, daß ich nie da„von abweiche, daß ich unschuldig und sittsam „bleibe, fromm und arbeitsam, ruhig und hei„ter, — damit ich einst seelig sterbe und zu dir „komme, und zu meinem Vater!"

Ein Thränenstrom erstickte ihre holde Stimme; sie bedeckte ihr Gesicht, und kniete schweigend nieder.

Nicht minder weinte Thomas, der sie belauscht hatte. — Er trat hinter der Hecke hervor, gieng auf sie zu, und sagte mit bebender Stimme: „Du hast einen schönen Morgenseegen gebetet." —

Sie richtete sich erschrocken auf. „Warum habt ihr mich behorcht?" fragte sie halb unwillig.

„Ich habe dich nicht behorchen wollen," — antwortete Thomas, — „aber es ist mir recht lieb, daß ich dich habe beten hören, denn deine Worte sind mir in's Herz gegangen, und — sieh! ich hab' auch geweint."

Margarethe sah stumm zur Erde.

„Warum bist du nun so stille?“ — doch nicht böse auf mich? — Gewiß! ich kann nichts dafür! Ich wollte zum Brunnen gehen, und da sah ich dich, sah deine gefalteten Hände und deine Thränen. Der schöne Morgen hat auch mich andächtig gemacht. Ich kam näher, um dir nachzubeten. — Sey nur wieder gut, ich will jetzt an die Arbeit gehen.“ —

„Oder soll ich noch länger bei dir bleiben? Soll ich dir helfen? — Sieh mich doch an! ich hab' es recht gern, wenn du mich ansiehst, denn ich bin Dir von Herzen gut, und deine Augen sind schön.“

„Du antwortest nicht? — Hör' Margarethe! ich hätte dir so vieles zu sagen, wenn du mir nur gut wärest. Erst kürzlich hat mir mein Vater zugesprochen — und es ist mir selber schon oft eingefallen — wenn nur — wenn ich nur wüßte, ob dir der Thomas lieber ist, als da der — der Herr aus der Stadt mit dem weissen Haar, der sich immer so viel um dich herum zu thun macht, und dir schöne Worte sagt. Schöne Worte sagen, das kann ich freilich nicht; aber es gut und ehrlich mit dir meinen, das

kann ich und thu' es auch. — Marg'rethe, liebe Marg'rethe! Schwatze mir doch nicht mehr so viel mit dem überzuckerten Herrn, ich bitte dich! — sonst kommt mich's gewiß einmal an, daß ich ihm die Beine entzwei schlage."

„O! wenn du mich lieb hättest — Gott weiß — und der Vater hat recht — mit dir könnt' ich leben und sterben — — aber du willst nichts von mir, gar nichts! ich weiß es wohl. Was geht dich der arme Thomas an! Mir sagst du ja fast nie ein Sterbenswörtchen. Aber wenn der Zuckerlecker kommt — ja, da! — Was gehst du denn jetzt weg?" —

Sie gieng — oder vielmehr — sie lief, was sie konnte. — Thomas legte die Hände zusammen, und sah ihr in einer bittenden Stellung nach. Ihm war, als ob er ein anderer Mensch geworden wäre. Zwar hatte ihm schon seit einiger Zeit die wohlgebildete, fleissige, treue Margarethe in die Augen gestochen; zwar hatte er schon seit einiger Zeit seine Geschäfte immer so geordnet, daß er sie in ihrer Nähe verrichten konnte, hatte ihr dabei öfters ein freundliches Wort gesagt, war immer schnell wie ein Reh,

wenn er ihr bei ihrer Arbeit helfen, oder sonst irgend etwas zu gefallen thun konnte; aber so, wie jetzt, war ihm nie zu Muth gewesen.

Er stand, und sah ihr nach, und bekannte sich's mit Herzklopfen, daß sie ihm ausserordentlich wohl gefalle, und daß er schwerlich würde leben können ohne sie.

Aber der Zuckerlecker — —

Der war indessen auch nicht faul gewesen, das schuldlose Mädchen zu bethören. Er sprach sie fast täglich, suchte ihre dunkeln Begriffe aufzuhellen, und in ihrem Herzen glühende Empfindungen zu erwecken. Beides gelang ihm sehr gut, denn Margarethe war von der Natur mütterlich ausgestattet, und ach! sie nährte den heimlichen Wunsch, dem Jüngling zu gefallen. Ihr Betragen wurde bald feiner und bedeutender, ihre Stimme sanfter, ihre Miene, ihr Auge rührender; sie plauderte nicht mehr so viel, lachte nicht mehr so oft, und wurde, so weit es ihre Umstände erlaubten, noch reinlicher in ihrem Anzug, und sorglicher in der Wahl desselben. Für das Letztere hatte auch Hillmar schon durch verschiedene kleine Geschenke gesorgt, wel-

che das arglose Geschöpf ohne Bedenken mit kindischer Freude annahm. So nistete er sich immer tiefer in ihrem Herzen ein, und oft machten ihn die Vorspiegelungen seiner zügellosen Phantasie gegen seinen Plan so unbesonnen, daß das erschrockene Mädchen seine schändliche Absicht errathen haben würde, wenn sie nicht so ganz uubekannt mit den Aeusserungen des Lasters gewesen wäre. —

Die Sonne war schon ziemlich hoch, und der gute Thomas stand noch immer auf dem nehmlichen Fleck, wo ihn Margarethe verlassen hatte. Er gerieth in Zwietracht mit sich selber; bald hoffte, bald verzweifelte er; — bald fiel ihm Hillmar ein, und seine Fäuste ballten sich. Er war fest entschlossen, diesem in den Weg zu treten und seinen Galanterien ein Ende zu machen, nur war er über das wie? noch nicht recht mit sich einig.

Voll Unruhe machte er sich endlich an die Arbeit. Aber da gieng's nicht mehr, wie sonst! Alles griff er verkehrt an. Die Pferde striegelte er mit dem Habermeß; mit dem Kalk, den er für eine schadhafte Wand bereitet hatte,

schmierte er die Wagenräder. Er wollte Holz sägen, und sägte nicht nur das Scheit, sondern auch den Sägbock durch und durch. — Zuletzt ließ er alles liegen und stehen, und lief spornstreichs hinauf zu seinem Vater, der, einer kleinen Unpäßlichkeit wegen, noch schlummernd im Bette lag, und über dem ungestümmen Hereintreten seines Sohnes erschrocken auffuhr.

Jakob. Was giebt's?

Thomas. Guten Morgen, Vater! Nehmt nicht übel, daß ich euch aus dem Schlaf geschreckt habe. Aber es ist mir so wunderlich zu Muth, und da wollt' ich mir bei euch einen guten Rath holen.

Jak. Bist du krank, Thomas?

Thom. Krank eben nicht — doch auch nicht ganz gesund. Seht — ich will euch alles haarklein erzählen.

Jak. Nun, was ist denn geschehen?

Thom. Es ist noch nicht lange, daß ihr mir sagtet, ich brauche etwas recht nothwendig — ja, ja! — recht nothwendig. —

Jak. Was denn?

Thom. Und weil ihr's mich so versichert habt, und weil ihr ein alter, erfahrner Mann

seyd, so müßt ihr auch recht haben, und derweilen ist's immer mit mir herumgegangen.

Jak. Was denn?

Thom. Habt ihr's denn wieder vergessen? — Der schöne Morgen — o seht nur, wie der Himmel so klar ist, nicht ein einzig Wölkchen findet man. Die Luft ist so frisch, und es riecht so angenehm. Und die Vögel singen zusammen, daß man sein eigen Wort nicht hört.

Jak. Ja! es ist heut' ein schöner Tag. Du kannst in's Holz fahren.

Thom. In's Holz! — Der Sägebock ist hin, Vater. — Und mit unserm grossen Leiterwagen ist mir auch ein Streich geschehen.

Jak. Was hast du denn gemacht?

Thom. Und die Pferde sind auch, glaub' ich, noch nicht geputzt. Es geht mir heute nichts von statten.

Jak. Warum denn?

Thom. D'rum ist heute früh — so ungefähr vor zwei Stunden, — es mag zwischen vier und fünfe gewesen seyn, daß die Marg'rethe im Garten gebetet hat. Das ist mir so in's Herz gegangen, daß ich jetzt keine Ruh' und keine Rast habe. Ja, Vater! wenn mich die Mar-

g'rethe lieb hätte, möcht' ich sie wohl zum Weibe nehmen.

Jak. Und warum sollte sie denn dich nicht lieb haben?

Thom. Weil — weil ich nicht anders vermuthe, als daß sie an dem Herrn Hillmar, der so oft kommt, einen Narren gefressen hat. Aber der verdammte Windbeutel soll mir nur einmal den Mund verziehen!

Jak. Hast du denn mit der Marg'rethe gesprochen?

Thom. Freilich, freilich hab' ich das. Ich hab' ihr mein ganzes Herz geoffenbart.

Jak. Und was hat sie geantwortet?

Thom. Kein Sterbenswort — sie ist mir davon gelaufen.

Jak. So? — Nun, guter Thomas! du kannst ihr deswegen nicht böse seyn, wenn ihr der Herr aus der Stadt besser gefällt, als du, und wenn sie glaubt, den zu kriegen.

Thom. O das würd' ich gewiß auch nicht, wenn ich glauben könnte, daß der Herr Hillmar ehrliche und gottesfürchtige Absichten mit ihr hätte. Wenn ich wüßte, daß sie ihn heurathen könnte, und mit ihm glücklich wäre, so würd'

ich mich gerne zufrieden geben, und wenn mich's noch so sauer ankäme. Aber —

Jak. Aber —! Ja, du magst nicht Unrecht haben. Weißt du was? Ich will mit der Mar-g'rethe sprechen, will ihr in's Gewissen reden. Hilft's nichts, so ist sie's auch nicht werth, daß du ihretwegen den Kopf hängst. — Geh jetzt, mein Sohn! und sey nur ganz ruhig, ich will aufstehen.

Thomas gieng, aber nicht ruhig.

Der Alte stand auf, gieng umher, und rieb sich die Stirne. Ueber Margarethens auffallendes Betragen gegen den jungen Menschen aus der Stadt, sein häufiges Kommen und sein ewiges Geplauder mit ihr hatte er schon manchmal den Kopf geschüttelt. Er war weit entfernt, von Margarethen etwas Schlimmes zu glauben; er kannte sie zu gut; aber aus eben dem Grund wußte er auch, daß sie ein schwaches, unerfahrenes Mädchen war, — und der Städter, dem er nicht über'n Weg traute, war ihm ein Dorn im Auge. Denn er paßte ganz und gar nicht in seinen Plan mit dem Thomas. Kurz, das Scherwenzeln mußte ein Ende nehmen. —

Er trat an's Fenster. Sie fütterte eben das Geflügel unten im Hof. — Marg'rethe! — rief er — komme doch ein wenig herauf!

Sie kam.

Du hast geweint, Marg'rethe? — frug er, und nahm sie bei der Hand. — Ihre Augen waren roth, sie hatte in der Stille heftig geweint. Thomas Worte waren ihr schwer auf's Herz gefallen. Sie glaubte, auf sich zürnen zu müssen, und konnte sich doch keines Fehlers entsinnen. Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte, und war tief bewegt. — Jakobs Frage lockte ihre Thränen auf's Neue hervor. — Sie konnte nicht antworten.

Jak. Sag' mir, Marg'rethe, warum weinst du? Kränkt dich etwas in meinem Haus? Hab' ich dich nicht bisher wie meine eigene Tochter gehalten? Oder hast du kein Vertrauen zu mir? — Ich will nicht in dich dringen. Aber wenn du ruhiger bist — wenn du einen Vater brauchst — wende dich an mich. Du bist eine Waise.

Marg. (schluchzend) O Herr! Gott im Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht weiß, wie

ich euch in meinem ganzen Leben danken soll für für das, was ihr an mir thut —

Jak. Davon ist nicht die Rede! Du hast mir nichts zu verdanken; du thust deine Schuldigkeit, ich thue sie auch. So lange du fromm und treu bist, kann ich nie zuviel für dich thun. — Sey nun ruhig, trockne deine Thränen, und sage, was dir fehlt.

Marg. (noch weinend) Ich kann's nicht sagen.

Jak. Warum nicht? Ich mein' es ja gut mit dir, und will dir helfen, wo ich kann. Sey aufrichtig! — Nicht wahr, mein Thomas hat heute frühe im Garten mit dir gesprochen? — Du schweigst? — Ich weiß, daß er mit dir gesprochen, daß er dir sein Herz ausgeleert hat. Gestern Abend hat Herr Hillmar mit dir geplaudert. Thomas ist ein guter Junge, aber Hillmar ist ein feiner Herr. Welchem von beiden hast du denn am liebsten zugehört? — Wenn du meinen Sohn gern zum Mann hättest — du verdienst ihn und ich habe nichts dagegen.

Margarethe hätte in die Erde sinken mögen. Sie konnte kein Wort hervorbringen. Der

ehrliche Alte wurde endlich warm, und las ihr den Text tüchtig. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, und sie zerfloß fast in Thränen. Vater! — schluchzte sie — ich will kein Wort mehr mit dem Menschen reden. — Nun, das ist gut, erwiederte er. Bleib dabei, und sey vernünftig. Denn was könnte da nicht für Unheil kommen! — Sey ruhig und geh jetzt. Wir wollen schon weiter mit einander sprechen.

Sie gieng zerknirscht und reuevoll, und verschloß sich in ihre Kammer. Jakob aber wandelte in den Stall, und sagte unterwegs immer: Ey! Ey! —

* * *

Mehrere schöne Tage verflossen, Hillmar war an jedem da gewesen, und hatte sich immer vergebens umgesehen. Verdrüßlich stürzte er jedesmal seinen Wein hinunter, warf sich auf's Pferd und ritt wieder heim. Endlich konnte er sich doch nicht mehr enthalten, zu fragen: wo sie wäre?

Sie ist nicht wohl, hieß es.

Hillmar sprach von andern Dingen mit dem Alten, von der Wirthschaft, von dem schönen Haus. Er nahm ihn beim Arm, zog ihn mit sich fort, und ließ sich alle Stuben und Kammern zeigen. Das ist ein feiner Kauz! dachte Jakob, und ließ es so hingehen.

Was ist denn in dieser verschlossenen Kammer? fragte Hillmar. — Das ist Marg'rethens Kammer, — war die Antwort, — sie hat sich eingeschlossen.

Hillmar blieb acht Tage aus. Am neunten war er richtig wieder unten im Garten. Ist sie wieder gesund? fragte er den Thomas, der ihm zuerst aufstieß. — Wer? brummte dieser —

Hillmar. Die Margarethe.

Thom. Die meinen Sie? Ach die befindet sich Gottlob — aber was haben sie denn nach der zu fragen?

Hillm. Sonderbar! ich interessire mich für sie.

Thom. Glaub's wohl.

Hillm. Kann ich sie denn nicht sprechen?

Thom. Nein.

Hillm. Aber warum denn nicht?

Thom. Darum!

Hilm. Hör' er mein Freund, sey er nicht grob!

Thom. Grob? — Ich kann höflich seyn zu rechter Zeit; aber gegen einen Menschen, der ein ehrliches Mädchen verführen will, hab' ich's gar nicht nöthig, und wenn er auch einen gestickten Rock anhat. Sehen Sie! dort steht sie an ihrem Kammerfenster, frisch und gesund. — Befehlen Sie, daß sie herunter kommen soll?

Hillm. Ich hoffe, er wird ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen. Seh' er einmal, w.lch ein schöner Kremnitzer Dukaten! —

Thomas warf ihm das Goldstück vor die Füsse, und gieng lachend weg. Aber Hillmar hätte vor Grimm die Erde zu Brei stampfen mögen. „Oho!" — rief er — „meint ihr, ich sehe euern Plan nicht? Das Mädchen käm' jetzt herunter, wenn sie nicht despotischer Weise eingeschlossen wäre. Aber wart', ich will dir eine Nase drehen, du alter Fuchs!" —

* * *

Die Luft begann rauher zu wehen. Darüber grämten sich die Blätter, wurden gelb, und

fielen ab. Die Wiesen wurden falb; die Blumen neigten sich sterbend zur Erde.

„Sie treibt's doch wahrlich zu weit," sagte Jakob zu seinem Sohne. Jetzt ist der Hillmar über vierzehn Tage ausgeblieben, und kommt gewiß nicht wieder. Sie aber bleibt in ihrer Kammer sitzen, als wenn sie im Gefängniß wäre, thut nichts als spinnen, — läßt sich ihr Essen hübsch ordentlich hineintragen, und genießt doch nichts. Der Herbst ist da, und zu schaffen giebt es Mancherlei."

„Vielleicht ist sie im Ernst krank," entgegnete Thomas. „Ach, und mir — ja, weiß Gott! mir ist sie spinnefeind. Ich allein habe noch keinen Tritt in ihre Kammer hinein thun dürfen."

„Margarethe!" rief der Alte zu ihr hinein — — „Der böse Feind scheint uns auf immer verlassen zu haben. Willst du nicht auch einmal wieder an's Tageslicht kommen? Der Herbst ist da, und zu arbeiten giebt's die Menge!" —

Margarethe kam, — mager, bleich, mit trüben Augen. Wie hatte sie gekämpft, um jenes Bild zu verdrängen, das sich so verräthe-

risch aller ihrer Gedanken und Empfindungen bemächtigt hatte! Wie hatte es ihr so unaussprechlich wehe gethan, sich überzeugen zu müssen, daß der geliebte Jüngling es nicht redlich mit ihr meine! Mit welchen Schmerzen hatte sie gestrebt gegen die heimliche Eitelkeit, die Hillmars Bild für sie mit einem reizenden Nimbus umzog!

Ihre Anstrengungen krönte endlich der Sieg: denn einem reinen Herzen und hellen Verstande gelingt es, auch die angestaunteſten Schwierigkeiten allmälig zu überwinden. Das Vertrauen auf Thomas und seines Vaters Redlichkeit und Einsicht, das Bewußtseyn, etwas Edles zu vollbringen, stärkte und ermunterte sie. Auch hatte sie erprobt gefunden, daß ein heisses, kindliches Gebet zu Gott um Beistand, beim Ringen nach Tugend nicht unerhört bleibt. Sie siegte wunderbar über die gewaltsame Sehnsucht ihres unerfahrenen Herzens. Eine niegefühlte, tiefe Ruhe herrschte darinn, — es war gebrochen. Aber der Kampf in ihrer Seele hatte auch Einfluß auf ihren so zarten Körper; ihre Gesundheit unterlag. Mit den Symptomen eines hizzigen Fiebers hatte sie ihre Kammer verlassen,

um gleich wieder dahin zurückzukehren. Die Krankheit wuchs schnell und brachte sie an den Rand des Grabes. Sie phantasirte beinahe Tag und Nacht, und in wenigen ruhigern Zwischenräumen konnte sie niemanden als den Pfarrer des Dorfs, einen grauen Biedermann, um sich leiden. Jakob hatte diesen zuvor mit ihrer ganzen Lage bekannt gemacht, und er benutzte nun jeden Augenblick, wo Margarethe ihn hören und fassen konnte, um ihr an's Herz zu reden, ihre Kämpfe zu erleichtern, und ihr das Leben des Unschuldigen und Tugendhaften nach überstandenen Leiden mit den rührendsten Farben zu schildern. Er verfehlte seinen Zweck nicht. So wie sich die Stürme in ihrem Innern legten, so wie sie aufhörte, heftig den Tod zu wünschen, verlor sich auch ein Theil der Lebensgefahr.

Am siebenten Tage brach sich die Krankheit gänzlich. Margarethe schlief sechzehen Stunden lang ununterbrochen und ruhig.

Als sie die Augen aufschlug, erblickte sie den guten Thomas, der über ihr Bette gebeugt, mit gefalteten Händen stand, und ängstlich auf ihre Athemzüge lauschte. Sie hatte in der hef-

tigen Periode der Krankheit ihn niemals erkannt. Jetzt sah sie ihn, wie nach langen Jahren, zum erstenmale wieder vor ihr stehen, und seine Sorge um ihr Leben aus jedem seiner Gesichtszüge, und seine redliche Liebe aus dem schwarzen offenen Auge hervorleuchten. Dieser Anblick that ihr unaussprechlich wohl. Ein sanftes Gefühl strömte in ihren Adern, und wallte zum Herzen in stillem namenlosen Frieden.

„Du bist wie ein guter Engel!" sagte sie leise. Thomas weinte laut. „O! — rief er schluchzend — Gott sey ewig Dank, daß du wieder gesund wirst, daß du mich wieder ansiehst, wieder mit mir sprichst! Wenn du gestorben wärest, Thomas hätte dich nicht überlebt. O ich danke dir, ich danke dir, lieber barmherziger Gott!"

Er sank auf die Kniee; auch Margarethe faltete unter unzähligen Thränen die Hände, und beide beteten stille.

Unter der Thüre standen Jakob und der Pfarrer. „Stört dieß Gebet nicht!" bat der Pfarrer halblaut. Aber Jakob konnte nicht an

sich halten, er rief mit bebender Stimme: „Mar-g'rethe, Tochter! lege deine Hand in meines Sohnes Hand! — Sie richtete langsam den Blick auf die Beiden, dann auf Thomas. Ein himmlisches Lächeln verbreitete sich über ihr blasses Gesicht, und sie gab ihm die zitternde Hand hin, mit den Worten: „Thomas! guter lieber Thomas! — ich bin dein!"

* *
*

Bis hieher hatte ich Margarethens Geschichte aus ihrem und ihres Mannes Munde vernommen, als eine Katastrophe meines Lebens eintrat, über welcher ich meinen romantischen Bauerhof mit seinen lieben Bewohnern vergaß.

Margarethe schickte ihren Thomas und ihre Töchter öfters in die Stadt, kam auch einmal selbst, mich aufzusuchen. Allein sie konnte mich nicht finden, denn ich war fort. Endlich gelang es ihr, meine Addresse zu erfragen, und nach einiger Zeit erhielt ich von ihr den nachstehenden grossen Brief.

„Guter, lieber Herr! Was hab' ich hören müssen? Sie sind fort ohne uns noch einmal gesehen zu haben, von uns weggereist ohne Abschied! Das hätten wir nimmer von Ihnen geglaubt! Mein Thoms und ich und meine zwei Mädels, wir hängen die Köpfe, weil's nun schon in den vierten Monat geht, daß wir Sie nicht mehr gesehen haben. Und — ach Gott! wer weiß, wie viele Monate noch hingehen werden, bis wir Sie einmal wieder zu sehen bekommen! denn mein Alter erzählte mir, daß er in der Stadt vernommen habe, Sie würden lange, lange ausbleiben, weil Ihr Schicksal so traurig geworden sey. Dabei drückte er die Augen zu, und drehte sich um; ich sah wohl, daß er weinen wollte. O Thoms! rief ich, ist er denn unglücklich? — Leider, ja! gab er mir zur Antwort, und vergoß viele Thränen, und wir weinten mit ihm.

Gestern hab' ich's denn endlich von meinem Alten herausgebracht, was es mit Ihnen ist. O mein Gott, das ist doch gar zu traurig! —

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — *)

Doch ich muß auf etwas anders kommen, sonst springt mir das Herz, und ich mache Sie nur trauriger, ohne daß ich helfen kann. Auch hat mein Mann, der Schalk, auf's Papier herunter geschielt, und lacht mich aus und behauptet: ich zürne nur deswegen — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —
O lieber Gott! jeden Ihrer Wünsche — —

Das ist doch zu arg mit dem Thomas! Ich glaube, er ist eifersüchtig! Ich sey in Sie verliebt, schreit er und lacht, daß er husten muß, und hält mir den Spiegel vor und ruft: Guck, mein Schönchen, guck! — Nun ja, Runzeln hab' ich noch nicht, und auch noch keine grauen Haare, bin aber doch eine Frau von sieben und dreißig Jahren, da muß man seufzen: Sonne, noch einmal blicke zurücke! —

---

*) Hier spricht Margarethe Wahrheiten, die sie, um des lieben Friedens willen, nicht öffentlich sagen darf; und Vertraute verstehen auch die Gedankenstriche.

Anmerk. des Herausg.

Sonst lag eine Stunde Wegs zwischen uns, und nun sind es wohl hundert Stunden. Sonst vergieng keine Woche, ohne daß wir beisammen waren; nun können wir vielleicht Jahre lang umsonst nach Ihnen seufzen. Indessen werden meine Mädels reif, und nehmen Männer, und ziehen weg von uns; ich werde recht traurig, wenn ich daran denke. Wären Sie dann noch in unserer Nähe, so fehlte es uns doch nicht an Trost und Aufheiterung.

Meine Marg'rethe, der fünfzehnjährige Schelm, hat allbereits ihre blauen Augen auf einen Provisor *) geworfen. Da siehst du's, sagt mein Mann, daß ihr euch in allen Stücken so ähnlich seyd, wie zwei Tropfen Wassers, du und deine Marg'rethe, sogar in der ersten Liebschaft! — Wenn das wahr ist, so muß ich ein schmuckes Mädel gewesen seyn, denn meine Margarethe wird alle Tage hübscher und verständiger, und könnte — Ihnen ins Ohr gesagt — schon morgen eine Frau werden. Der Provisor ist

*) So heißt in Schwaben der untergeordnete Gehülfe des Schulmeisters.

auch ein guter junger Mann, und bekommt bis künftigen Sommer seine Versorgung.

Wenn Sie nur zur Hochzeit kommen könnten, oder besser noch früher! Jetzt ist es zwar Winter, das Eis will nicht von meinen Fenstern herunter schmelzen, und die Laubhütte in der Gartenecke, wo Sie immer so gerne sassen, die ist so kahl, daß sich kein Spatz und keine Meise drunter verkriechen mag. Aber hinterm Ofen steht immer noch der grosse lederne Sorgenstul, in dem mein Mann seine Abendpfeife raucht, und den würde er Ihnen gern einräumen, wenn Sie nur kämen.

Wie gut, daß ich schreiben gelernt habe! Nun kann ich doch mit Ihnen plaudern, wenn wir gleich so weit von einander entfernt sind. Und ich meyn', ich seh' Sie vor mir stehen, indem ich Ihnen schreibe. O! wir waren so traulich und so friedlich beisammen. Da gab es nichts zu spotten und zu schimpfen über andere Leute, wie Sie immer sagten, daß es in den großen Gesellschaften zugehe, wo Stadtdamen sind. — — — Ach! es ist doch gewiß kein Glück, vornehm zu seyn! Man muß da in manchen sauern

Apfel beissen. Wenn Sie ein schlichter Landmann wären — wollte Gott Sie wären einer! — und mein Ebenbild, die Marg'rethe gefiele Ihnen; kein anderer Mensch als Sie sollte sie bekommen. Aber das sind schöne Träume. Es ist nun einmal so, und nicht anders. Gebe nur der Himmel, daß Ihr Herz bald Ruhe findet.

Wie mir's ergieng, seit mein Thomas und ich zusammen hausen, das bin ich Ihnen noch schuldig zu erzählen. Ich hätt's wohl gern aufs Mündliche verspart. Aber wissen Sie was? — Ich will's jetzt gleich thun, weil ich ja schon die Feder in der Hand habe, und ich kann die Worte weit besser setzen, wenn ich schreibe.

Wie ich ihm auf einmal die Hand gab, wissen Sie, und wie ich vier Wochen drauf schon wieder so gesund war, daß wir Hochzeit halten konnten, wo es so lustig hergieng. Wahr ist's, das ganze Dorf freute sich mit, und unser lieber Herr Pfarrer — ach! wenn nur der auch noch lebte! — Er war so freundlich und so liebreich, und sah mich immer so besorgt an, weil er glaubte, ich trüge den Kaufmannssohn noch im Herzen; aber gewiß, den hatt' ich längst aus dem Sinn geschlagen.

Vier Wochen drauf, ach! da kam schon etwas Trauriges. Der alte redliche Jakob, mein Schwiegervater, wurde plötzlich krank, und starb nach zweimal vierundzwanzig Stunden. Alles weinte um ihn. Mein Thomas konnte sich fast nicht zufrieden geben. Wir hielten's auch nicht mehr lang aus im Dorf, verkauften das Haus, den Garten und die Aecker, und kauften den kleinen Hof, auf dem wir jetzt wohnen. Nach und nach verlor sich der Schmerz. Der Herr Pfarrer besuchte uns noch oft und tröstete uns. Der gute Mann war unser zweiter Vater. Er lehrte mich Vieles; in meinem Kopf sah es immer wieder heller aus, wenn er da gewesen war. Er konnte halbe Tage lang bei uns bleiben, und mit uns vom lieben Gott reden, von der schönen Natur, von Tugend und Rechtschaffenheit, und vom ewigen Leben. Die Thränen standen mir immer in den Augen, wenn er sprach; es gieng alles so ans Herz, was er sagte. Und dann konnt' er auch wieder so heiter seyn und so lustig. Oft aß er mit uns zu Mittag, oder zu Nacht, redete von der Wirthschaft, nnd gab uns gute Lehren. Gott segne ihn! Er überlebte den Vater nicht lange; nach zwei Jahren begrub man ihn. Ich gehe

oft zu seinem Grabe. Ich hab' einen Rosenstock darauf gepflanzt.

Ein Jahr nach unserer Hochzeit kam ich mit meiner Margarethe nieder, und zwei Jahre drauf mit der Ursel. Im vierten Jahre gebar ich einen Buben, der aber nach zehen Wochen an den Kindsblattern starb. Das war recht traurig. Ich hatte mir immer einen braven Sohn gewünscht, und mein Mann auch. Aber es war nicht Gottes Wille. Wir sind zufrieden, wir haben zwei gesunde, fleißige und gehorsame Töchter. Der Provisor, Marg'rethens Herzallerliebster, hat viel an den beiden Mädchen gethan. Sie haben ihn ja mehrmals bei uns angetroffen. Nicht?

Vor fünf Jahren, du lieber Gott! da kam einmal ein schweres Gewitter. Thomas sagte es voraus, denn es brauste so dumpf in der Ferne. Mittags um 12 Uhr brach's aus. Der Hagel schlug die Saat nieder, riß die Früchte von den Bäumen und die Trauben von den Reben. Der Blitz fuhr in unsre Scheuer. Das war eine Noth! das ganze benachbarte Dorf kam zu Hülfe, aber die Scheuer brannte

doch weg, und unsre zwei besten Kühe waren todt. Wir hatten großen Schaden. Aber es wurde uns auf eine ganz besondere Weise wieder ersetzt. Denken Sie nur! Kurz darauf gieng mein Mann in die Stadt. Ein Herr begegnet ihm auf dem Markt und sieht ihn an. Thomas glaubt ihn zu kennen, und bleibt stehen. — Richtig! es war Herr Hillmar. Mein Mann mußte von der Stelle weg mit ihm in seine Wohnung, und alles erzählen. Drauf sagte ihm der Herr, daß er seitdem weit weg gewesen sey, und eine reiche Frau geheirathet habe. Mein Thomas bat ihn, zu uns zu kommen, er schlug es aber ab, und sagte, er verlasse unsre Gegend auf immer; — meinem Thomas aber wolle er, damit er sich von seinem Brandschaden wieder erholen könne, ohne Zinnsen tausend Gulden leihen. Thomas erhielt sie richtig, und wie er heim kam, konnte er mir nicht genug erzählen, wie sich Herr Hillmar verändert habe, wie er so liebreich geworden sey, aber wie er auch so alt und kränklich aussehe.

Nach etlichen Wochen erhielt Thomas plötzlich einen Brief. Er machte ihn auf, und ein zerrissenes Papier fiel heraus. Es war die

Quittung, die er für die tausend Gulden ausgestellt hatte. Gleich den Tag darauf gieng er wieder in die Stadt, um den Herrn Hillmar aufzusuchen, hörte aber, daß er fortgereist sey, und konnte weiter nichts mehr erfahren. — War das nicht schön und brav? — Nein! er war gewiß nicht so uneben, ich sagte es immer, aber der alte Jakob wollte kein Wort glauben. Wenn er nur auch glücklich ist mit der reichen Frau? Ob sie wohl schön ist? — Vielleicht sah er deßwegen so kränklich aus, weil es ihm nicht wohl gieng in der Ehe. — Doch, das geht mich nichts mehr an! —

Vor ein paar Jahren hatten wir auch durch den leidigen Krieg viel auszustehen. Die Einquartirungen waren gar zu arg, und — lieber Gott! wenn es dabei nur geblieben wäre! Aber die rauhen Soldaten raubten uns nicht nur das eigenmächtig, was wir ihnen ohnehin gerne gaben, sondern sie ruinirten noch, was sie nicht brauchen konnten, verdarben uns viel Hausgeräth, und wenn sie ihre Mägen gefüllt hatten, so begiengen sie die himmelschreiende Sünde, das Uebrige auf die Straße zu werfen.

Doch hat uns auch hier, wie überhaupt in unsrem ganzen häuslichen Leben, der liebe Gott

gnädig geführt. Mein Thomas und ich, wir haben bis heute immer friedsam und freundlich zusammengelebt, und haben unsere Kinder christlich erzogen. Der seelige Herr Pfarrer hat uns aber auch oft gepredigt, wie über Alles in der Welt der häusliche Friede gehe, daß eine glückliche Ehe der Himmel — und eine unglückliche die Hölle auf Erden sey.

Lieber Thomas! liebe Margarethe! — sagte er zu uns, — seyd fromm und einfach miteinander, beweist euer Christenthum dadurch, daß ihr euren Pflichten aufs strengste oblieget, daß ihr euch den kleinsten Fehler dagegen selber nicht verzeihet, und auch den kleinsten Anlaß zu Uneinigkeiten, wie den bösen Feind fliehet. Seyd ihr verschiedener Meinung über eine Sache, die euch beide nahe angeht, so suchet einander zu belehren ohne Hitze, sucht euch zu vergleichen in Liebe; und könnt ihr durchaus nicht eins werden, so bedenk, Margarethe, daß du immer zuerst dich in den Willen deines Mannes zu fügen hast, der mehr Verstand und mehr Erfahrung besitzt als du, und der überhaupt Herr im Haus ist. Dieses Uebergewicht, Freund Thomas! soll dich aber nie vom Weg der Klug-

heit und Rechtschaffenheit abziehen! Denk' immer, daß es dein liebes Weib gut mit dir meint, und daß sie bei allen ihren Meinungen und Handlungen immer deinen Vortheil so gut, wie den ihrigen im Auge hat. Ehre dein Weib mit ihrer Schwäche, die ihr die Natur gab, und weshalb sie ein Recht auf deine Stärke hat; irrt sie, so weise sie sanft und liebreich zurecht, das bist du deinem Weibe, der Mutter deiner Kinder, schuldig.

So sprach er, der liebe Herr Pfarrer, und wir sind, Gottes Mithülfe sey's gedankt! seiner Worte immer eingedenk gewesen.

J. B.: Ich hatte eine Anlage zum Geitz. Mein Thomas sah es ein, brach aber nicht sogleich los, sondern spaßte öfters über meine gar zu große Sparsamkeit, und suchte ganz still alle die Handlungen zu vereiteln, zu denen der Geitz mich verführte. So bin ich endlich selber aufmerksam geworden, habe meinen Fehler eingesehen, habe mich geschämt und bin durch das sanfte und kluge Betragen meines Manns weit schneller und gewisser gebessert worden, als wenn er in Zorneifer gerathen wäre, und von mir ge-

fordert hätte, ich solle plötzlich nicht mehr geitzig seyn.

Ein andermal hatte ich wirklich unsers Pfarrers Warnung vergessen, und wollte durchaus Recht haben. Das kam daher, weil ich mir viel auf meinen Verstand einbildete, den die Leute immer lobten, und da war ich so dumm, das meinem Manne zu sagen. Aber was that Thomas? Er lachte und schwieg, ließ mich Recht haben, that was er für gut fand, und redete ein paar Tage lang fast kein Wörtchen mit mir, wiewohl er immer freundlich war. Wie ich ihn nun darüber zur Rede stelle, giebt mir der Schalk zur Antwort: Er fürchte sich vor meinem Verstand. — Ich kann drauf schwören, daß ich von der Zeit an mir blutwenig auf meinen Verstand eingebildet habe.

Damit Sie aber doch nicht auf den Gedanken kommen, als hätte nur immer mein Thomas an mir zu bessern gehabt, so muß ich Ihnen sagen, daß ich ihm auch eine Unart abgewöhnt habe. Er war oft so finster, so mürrisch. War ihm etwas quer übern Weg gekommen, so konnte er den ganzen Tag drüber nachgrübeln und ein sauers Gesicht machen, und wenn

ich ihn darüber fragte, so konnte er mich rauh anfahren. Das that mir weh. Doch sagt' ich es ihm nicht gleich, sondern gieng ihm aus dem Weg, fragte ihn um nichts und machte ein trübes Gesicht. Natürlich mußte er's am Ende merken, und da sagte ich ihm: Lieber Thomas! mit deinem mürrischen Wesen betrübst du mich so, und setzest mich oft in Angst; wenn dich etwas ärgert, so lässest du's immer dein unschuldiges Weib entgelten, wenn ich besorgt bin und frage, was dir fehle. Gelt Alter! du hast unsers lieben seligen Herrn Pfarrers Worte vergessen! — Von Stund' an war mein Thomas immer freundlich gegen mich.

Ich denke immer, mit Sanftmuth kann man eher einen Tiger bezähmen, als man mit Schelten einen bösen Hund kirre macht. Wenn Zwei von einander wissen, daß jedes fürs andre durchs Feuer liefe, ist es dann nicht einfältig und sündlich, wenn sie sich über Sachen herumwörteln, die oft nicht so viel werth sind, wie eine wurmige Nuß; wenn sie sich ihren Frieden zerstören und das Herz mit einer Bitterkeit erfüllen, von der am Ende eben doch etwas zurückbleibt und Schärfe ins Blut bringt.

— Aber werden Sie nicht verdrüßlich, wenn ich so viel schreibe? Ich will aufhören, denn der Thomas ist ein Geitzhals mit dem Papier, und fragt mich schon lange mit Ungeduld, ob ich denn seinen Gruß noch nicht hingeschrieben habe. —

Gerne schrieb' ich Ihnen noch viel, denn wir werden uns doch so bald nicht wieder sehen. Vielleicht gar nicht mehr auf dieser Erde. Aber doch in einer schönern Welt. — Mir kommen die Thränen in die Augen, und das darf Thomas nicht sehen, denn er zankt darüber.

Für mich ist diese Welt schön genug, denn ich bin glücklich. Aber Sie! —

Wie gerne wollt' ich einen Theil meiner Zufriedenheit aufopfern, wenn ich Ihnen dadurch ein besseres Loos erkaufen könnte!

Und daß ich es nicht kann, das ist gewiß nicht meine Schuld! Immer, immer denk' ich an Sie, und bete täglich für Sie. Erhört Gott mein Gebet nicht, so erhört er keines mehr. O! Sie werden noch glücklich! Sie werden gewiß noch glücklich! Glauben Sie meinem Her-

zen, in dem Sie wohnen, und das mit Ihrem Andenken zu Grabe geht.

Vergessen Sie mich nicht! Vergessen Sie uns nicht, lieber Herr — lieber Freund, darf ich doch sagen?

Auch Marg'rethe und Ursel grüßen Sie vielmals. Marg'rethe bemerkt meine Thränen, aber Ursel ist ein Wildfang. Bleiben Sie Margarethen gut, auch wenn ich nicht mehr bin. Leben Sie wohl, und lassen Sie uns erfahren, wie es Ihnen ergeht. — Leben Sie wohl, lieber — lieber Freund! und Gott sey mit Ihnen."

Ruhe sanft, edelmüthige Margarethe! ruhe sanft, verständige, gefühlvolle Bäuerinn, in deinem stillen Grabe! Ja, in einer schönern Welt sehen wir uns wieder!

Apotheose.

Ein Fragment.

„Adjeu!" sagte der Polizeirath Fex hinter einem abgehenden Kanzleiboten drein, der ihm einen großen Brief — oder so etwas in Quartformat — überbracht und sich schweigend wieder an die Thüre gezogen hatte — „Adjeu!" — Und als die schwerfälligen abgenutzten Botenspazierhölzer die Treppe hinunter polterten, fuhr der blasse Fex vom Schreibtisch auf, an dem er — den ganzen Tag durch — seine Gänsekielthränen aufs theilnehmende Papier niedergeweint und Manches versiegelt, Manches zerrissen, Manches verbrannt hatte, — und machte Riesenschritte durchs Zimmer, blieb dann plötzlich stehen und murmelte mit Wallenstein:

Es ist geschehen! Nun ists gut — und schnell
bin ich geheilt von allen Zweifelsqualen. —

Das große Kouvert in Quartformat enthielt nichts anders, als — seinen Abschied, den er nach einem monatlangen stillen Streit mit sich selbst endlich gefordert hatte. Denn in dem guten Mann nagte ein Kummerwurm, der ihm eine Kraft nach der andern zerfraß, und ihn endlich zu dem verzweifelten Entschluß brachte, sich aus seinen bisherigen Verhältnissen heraus zu reissen, und sich eigentlich zu entpuppen, und fort zu fliegen in die Ferne zu seinem Freund Arglos auf seinen Schneckenberg.

Seinen wenigen Freunden in Nordfeld verhehlte er dieses Vorhaben nicht, kam jedoch in einige Verlegenheit, als sie ihn fragten: „Aber wohin gedenkst du denn nun zu gehen? und wie willst du dich fortbringen? Du bist ein Dreißiger, und in deinem Alter überlegt man vorher, was man thun will, und kein vernünftiger Mensch zieht seinen Rock aus, und wirft ihn weg, eh' er einen andern anzuziehen hat, — du wirst dieß hoffentlich bedacht haben u. s. w.

Wenn mir aber der Rock — erwiederte er heftig — zu eng ist und zu kurz, wenn er mich

überall drückt und preßt, und die freie Zirkulation meines Bluts hindert, daß mir ein Glied nach dem andern einschläft, und ich einen Stickfluß besorgen muß —

So arg möcht' es wohl nicht werden, meinten die Freunde —

Oder — fuhr er fort — wenn ich den Rock eben gar nicht mehr leiden und tragen mag, und des T* werden möchte, wenn ich ihn nur ansehe, und mich der Rock um alle Heiterkeit bringt und um allen Lebensmuth, und mich zum Hypochonder macht, und am Ende zum Narren —

Das verhüte der Himmel! riefen die Freunde —

So zieh' ich — schloß er — den Kittel lieber aus, und gehe derweilen in Hemdärmeln, bis ich ein anderes passendes Kleid für mich finde.

Es ist doch aber nicht schicklich, in Hemdärmeln herum zu laufen, und sein Rock ist eben kein Kittel, dachten die Freunde —

Sie wußten freilich nicht, daß ihn weniger der Rock, als der Schuh drückte, und eben das wollt' er nicht gerne sagen. Auch war ein Plan, sich auf eine andere Art fort zu bringen, längst in seiner Seele reif; aber den verschwieg er hartnäckig. Die Freunde mußt' er indessen beruhigen, und das that er durch Unwahrheiten, die man ihm als Nothlügen verzeihen muß. Denn er war zu stolz und zu bescheiden, um frei zu bekennen: Bestimmt weiß ich eigentlich noch nicht, was ich anfangen werde; aber ich verlasse mich auf meinen Kopf, der läßt mich gewiß nicht stecken.

Tags darauf sagte er einem seiner Vertrauten ins Ohr: du allein sollst erfahren, was ich gesonnen bin, aber du mußt schweigen — ich habe einen Ruf nach Polen als Vizesupernumerarentkammerjustizkollegialdeputationsassistenzrath, und der Posten trägt mir jährlich just so viel Augustd'ors ein, als er Buchstaben zählt.

Einem Zweiten entdeckte er — ebenfalls sub rosa amicitiae — daß er Major sey im türkischen Generalstab.

Einem Dritten vertraute er, daß er große Hoffnung habe, sächsischer Oberweginspektor zu werden.

Einen Vierten ließ er merken, daß er die angetragene Direktion eines helvetischen Theaters übernehmen werde.

Ein Fünfter brachte heraus, daß Fex als Erzieher nach Rußland gehe, um dort zu pestaloziren.

Einem Sechsten gestand er, daß er die Zucht= und Arbeitshaus=Pflege in *** übernehmen wolle.

Ein Siebenter kam dahinter, daß er bei einer ausländischen Blitzableiterfabrik als Direktor angestellt sei.

Einem Achten blieb gar kein Zweifel mehr übrig, daß er ein Mohren=Waschhaus errichten wolle.

Einem Neunten vertraute er, daß er sich durch eine Familien=Theaterkonnexion zu poussiren hoffe.

Einem Zehenten entdeckte er, daß er sich um eine Sibirische Mammouths= und Elephan=

tenknochenversteinerungsbergwerksregistratorstelle bemühe.

Einem Elften gestand er mit Seufzen, daß er zufrieden wäre, wenn er Peguanischer Metropolitankirchthurmsknopfsrostfleckenputzergeselle, oder Oberschloßspiegelbodenwichsbürstenadministrator würde. Er habe zwar auch die Aussicht, bei Wolke's Buchstabenökonomeninstitut, oder auch bei Schlegels Zwangskarfunkelpoesiemanufaktur sein Unterkommen zu finden; aber er wünsche lieber bei einer Rheinbundestruppenbajonetschleifmühle angestellt zu werden.

Endlich einem Zwölften eröffnete er, daß er sich an die ——— Pfarrbeutelvakationskasse um eine Pension gewendet habe.

Da dieses Duzend Freunde bemüht war, sich gegenseitig durch den Anschein von Diskretion im Respekt zu erhalten und vorzugsweise geltend zu machen, so erfuhr keiner vom andern sein Geheimniß, — aber das Publikum erfuhr's nachgerade von jedem.

An — seine Reproduktionsmaschine, seine Unglücksquell, seine Charybde, seine Frau schrieb er einen langen Brief.

„Frau" — schrieb er und weinte wahrscheinlich dazu — „kannst du denn ruhig seyn mit dem Bewußtseyn, mich betrogen zu haben, um die Aerndte meiner schönsten Hoffnungen, die ich vertrauend hineinsäete in dein falsches Herz? Doch ja, warum nicht? Mit der unbegreiflichsten Kaltblütigkeit hast du schon längst zugesehen, wie ich still verzweifelnd stand am Strome der Zeit, der die fallenden Blüthen meiner Lebensfreuden fortriß, und mir nichts zeigte, als den verschwindenden Morgenschein meines verlornen freien Jugendglücks.

„Zeh'n Jahre sind's nun bald, seit ich mit dir eingieng in den Himmel der Ehe. Es war nur ein betrügliches Theaterparadies — die Koulissen der Hölle waren hinten aufgesteckt, und die Szene veränderte sich bald.

„Selig träumend, an der Grenze des Jünglingsalters, trat ich mit dir vor den Altar, enthüllt und offen stand ich neben dir in meinen Tugenden und Fehlern; du aber verhülltest unter dem Schleier, dem ich glaubte, unter dem täuschenden Schleier des Edelsinns, der Sanftmuth und Liebe — nur eine gemeine Absicht.

„Alle meine früheren kindischen Träume häuslicher Glückseligkeit schweben in diesem Augenblick an meiner schwerverwundeten Seele vorüber. Ach! ich hatte ja auch den Beruf, mich zu freuen auf dieser Erde, wie jedes lebendige Wesen! Aber die holdlächelnden Genien der Wonne verließen mich weinend und schaudernd und flohen hinweg, und der finsterste Erdenkummer sammelte sich in einer todesgrauen Wolke über meinem Haupte, als ich dir die Hand gab.

„O warum täuschte mich mein früherer Glaube so hart, und warum mußte meine spätere Ahnung zur schrecklichen Gewißheit werden? Eine treue, liebende Gefährtin meines Lebens sucht' ich in dir, du aber suchtest nur — einen Mann, mehr wolltest, mehr bedurftest du nicht, einen Mann, der nicht sowol sein Herz dir hingab aus reiner Liebe, sondern vielmehr seinen Kopf — —.

„Wider deine Erwartung schickt' ich mich schlecht an zum letztern, und nun rächtest du an mir die verdiente Selbsttäuschung auf die empörendste Weise.

„Ich weiß nun Alles. Die stille, tückische Schlauheit — diese Rolle, in die du deine Tante

einübtest — scheiterte an ihrer Heftigkeit. Ein Wort von ihr enthüllte mir das ganze Gewebe eures schändlichen Planes. — Da fuhr ich auf gegen sie: „Warum alle Hagel" — —"

Ich muß hier nothwendig den Schriftsteller unterbrechen, und offenherzig bekennen, daß ich seinen hier vor mir liegenden Brief nicht vorher überlas, eh' ich ihn abzuschreiben anfieng. Hätt' ich gerade an seine sonderbare Manie gedacht, die ihn jedesmal überfällt, so oft er auf seine Ehegeschichte zu reden, oder zu schreiben kommt, so würd' ich's gewiß gethan, und hernach eine bloße Innhaltsanzeige des sonderbaren Briefs geliefert haben. Denn die drei Worte „Warum alle Hagel" sind gleichsam ein Allarmtrompetenstoß, auf welchen Ferens feuersprühende Gedanken sich alle zugleich gegen ihre Ableitungsröhre — den Kiel — drängen, und in namenloser Unordnung sich auf dem Allarmplatze — dem Papiere — formiren.

Fer hat ein sonderbares Naturell. Einen Zorn bekommt er leicht, und das einen rechten. Bei dem bleibt es aber nicht, sondern er ärgert sich sogleich darüber, daß er einen Zorn hat,

und nun entsteht unverzüglich auch noch ein dritter Zorn, gleichsam ein abgezogener, ein Zorn als solcher, ein rektifizirter Zorn, ein Alkohol, der sich selbst entzündet und in einer stillen blauen Flamme aufbrennt. — Hierauf wird Fex wieder ruhiger.

Es ist dem guten Mann wahrhaftig nicht zu verdenken, daß er in seinem Valetschreiben toll wurde, und das Gleichgewicht verlor. Denn so, wie er, war noch nicht leicht ein Gutherziger hintergangen worden.

Der Aushängeschild der Belesenheit — der schon so manchen täuschte, daß er durstig eingieng in den Krug, und sich in geschwefelten Wein die rasendsten Kopfschmerzen trank — hat auch meinen armen Freund betrogen. Er huldigte einem schönen Verstand, wo ihn ein gutes Gedächtniß täuschte, und die klingenden Maximen und Sentiments, die nur dieses aussprach, nahm er für ächte baare Goldmünze aus der Herzensbörse. Alt war er damals zwanzig Jahre, verliebter Komplexion, und dabei im höchsten Grade unerfahren. Nun läßt sich aus Vielem mit Grund vermuthen, daß er

in die Demoiselle Jeannette Türkis anfangs nicht eigentlich verliebt gewesen — es war's wenigstens vor ihm und nach ihm kein Mensch; aber neben den zwei Hauptingredienzen einer stärkenden Lebensmixtur — Verstand und Herz — die er zu bemerken glaubte, sah er wirklich noch ein Drittes, in das vor ihm schon mancher mogte verliebt gewesen seyn, aber nach ihm niemand, weil's doch nichts mehr nützte.

Die Bekanntschaft mit Jeannetten gieng ihren raschen Gang. Nach wenigen Wochen war's bei den jungen Leuten schon ausgemacht, daß sie einander heurathen wollten; Fex war entzückt über die Aussicht in eine schöne Zukunft, und schickte sich an, sich in allem Ernste zu verlieben.

Fex war ein Träumer, dem die Welt und was drauf ist, ganz anders erschien, als den übrigen Leuten. Er dichtete sich die künftigen Situationen immer voraus, und brachte sich dadurch um allen Spaß des Lebens. Nicht, als ob alles so geschehen wäre, wie er's voraus phantasierte — sondern weil die Gegenwart mit ihren

rauhen Fingern ihm die lieblichen Täuschungen der Vergangenheit, die zarten Gespinnste der Hoffnungsträume, immer zerriß und ihn dadurch so kränkte, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, einen reellen Ersatz von ihr anzunehmen.

So gieng's ihm denn auch mit den Menschen, die er zwar eigentlich selten bemerkte (wie man den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht); aber wenn von ungefähr das Bild eines Individuums, in einem poetischen Augenblick, und in einem günstigen Schlaglicht, in seine camera obscura — in seine Traumdämmerung fiel, so umgab er auch sogleich dieses Bild mit dem Nimbus eines idealischen Glaubens, und dabei blieb's denn gewöhnlich lange — aber nicht ewig, weil jede Täuschung endet, nur die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht.

So gieng's ihm denn auch mit Jeannetten. Verklärt stralte ihr Bild in seiner Traumdämmerung, und immer mehr verschönernd gieng er mit dem Farbenpinsel der Dichtung seine Züge durch, und Jeannette — sah der Malerei ruhig zu, und ahmte mit täuschender Fertigkeit

ihr Portrait an sich selber nach, aber nur in den Momenten, wo er verglich. Dieß that er endlich gar nicht mehr, besonders als sein Beruf ihn in die Weite wegführte. —

Indessen summte ihm zuweilen, wie ein fernes Todtengeläute, seine Zukunft ums Ohr, und die prophetische Warnung eines Freundes pochte an sein Herz. — Wären ihm beide Augen aufgegangen, so hätt' er sich jetzt losgerissen; — aber es gieng ihm nur eins auf, er machte blos einen unmächtigen Versuch, sich loszureissen, und ließ sich hierauf trauen.

— Aber sollt' ich das Publikum unterhalten mit der Schilderung einer unglücklichen Ehe? — In der That, die Unterhaltung wäre zu tragisch, und überdieß ohne allen Nutzen; denn es heurathet doch nach wie vor Alles ins Gelage hinein, und denkt: Es giebt nicht lauter Jeannetten.

Genug! — Fer schloß seinen Brief mit folgenden Worten: „Du hast mir Alles geraubt, und doch verzeih' ich dir. Hör'st du? — Ich verzeihe dir, und flehe zu Gott,

daß er dir die Kraft der Reue und Besserung schenken möge, damit wir uns einst wieder sehen können. Leb wohl."

— Das vernünftigste, was Fex am Ende dieses Tages that, war — daß er den Brief — nicht zurückließ, — sondern — mitnahm.

Er hatte sich vorgenommen, bis Nürnberg zu Fuße zu gehen, weil er über Nürnberg mußte, um auf seines Freundes Schneckenberg zu kommen — wie denn überhaupt ein jeder, der von einem Ort der Welt zum andern reisen will, fast nothwendig über Nürnberg muß. — Er ergriff also seinen Spazierstock von Süßholz, an den er bereits einen nahmhaften Pinsel oder Besen hingekaut hatte, setzte seinen runden Hut auf, schlich — als ob er ertappt zu werden fürchtete — die Treppe hinunter und traversirte — seine Fronte gegen die Gasse gekehrt — eilig unter dem Vorsprung des zweiten Geschosses hinweg.

In einem Dorf auf dem nächsten Wege, den er nahm, wohnte seine erste Geliebte als glückliche häusliche Kaufmannsfrau. Er stürzte nur geschwind zu ihr hinein, küßte sie heftig

und weinend, und rannte davon mit dem Ausruf: Dich will ich auch vergöttern!

— Ich wohne nur drei Stunden von Stillleben entfernt, wo der Inspektor Arglos lebt. Gewöhnlich bin ich Sonntags bis in die späte Nacht bei ihm — wir lesen gelehrte Zeitungen mit einander, oder spielen Schach. Ich hatte bereits von ihm erfahren, daß er seinen Jugendfreund Fex alle Tage erwarte.

Ich war sehr begierig auf den Mann, dessen Schicksal — das ich von dem Inspektor erfuhr — mich so sehr interessirte, und ich ersuchte Letzteren, mich von der Ankunft des Polizeiraths durch einen Expressen zu benachrichtigen. Das geschah denn auch.

Ich glaubte einen finstern — durch sein Geschick gebeugten Mann zu finden, und erblickte zu meiner nicht geringen Verwunderung einen muntern Gesellen, voll närrischer Einfälle. Aber die Sache klärte sich gleich am ersten Abend auf.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen" — sagte er zu mir, und rieb mit der

flachen Hand seinen Titus. — Sie sind, so viel ich höre, ein Dichter, und haben einen Namen, der mich durch Zufall interessirt, hoffentlich werden Sie meinen Plan auch genehmigen. Ich denke, mich berühmt zu machen, mich unter die Sterne versetzen zu lassen. Du hast doch (wandte er sich an den Inspektor) deinen Schneckenberg für mich einrichten lassen, Bruder? Morgen mit Tagesanbruch zieh' ich hinauf. Das muß mein Sinai werden, mein Parnaß, mein Olymp, von dem ich herniederlache auf die ganze Welt. Mit Einem Wort: Ich werde ein Universalautor, ich hab' eine wüthende Phantasie, und schreiben will ich, aber w a s will ich schreiben! Schon viele haben geschrieben, aber w a s haben sie geschrieben! Die Verleger nehmen Manches, aber w a s nehmen sie am liebsten! Der Kiel taugt nichts, aus dem nicht die Welt — wie geschmolzen Metall — in die Regenerationsform eines Buchs hineinfließt. — Jean Paul — man sollte ihn über den Erdball legen, und ihm mit dem Aequator das Steisfell gerben, weil er so wenig schreibt. Der ist mein Mann! der könnte — wenn er nur wollte — die Welt auf der einen Seite aus der Welt hinausschreiben und auf der an=

dern Seite wieder hinein. Nachahmen will ich ihn nicht, obwol ich's könnte; aber ich will in meiner eigenen Art bleiben.

Von mir und meinem Schneckenberg, meinem Guckdichum, soll die Welt reden. Ich hoffe, Bruder, daß du mir einen Eingangsquerl vor die Thüre setzest, damit mich nicht ihrer Zwei auf einmal inkommodiren können. Alle Steiflinge in ganz Europa, Asia, Afrika, Amerika, Australien und Nirgendland will ich trakassiren von meinem Schneckenberg herunter, beweisen will ich die Metempsychose, und daß Wyberanzen, wenn sie Rosolis getrunken haben, so gute Schanzenstürmer sind, als die Titanen Himmelsstürmer waren. Ueber die Unitarier und Trinitarier will ich herfallen wie ein Gewittersturm — und das alles in meinen Homilien — die Natur der Zelotypie will ich aus der Biologie enodiren, und der Hevristik die Nothwendigkeit eines Pelagoskops für das weibliche Herz beweisen; darthun will ich, daß Nymphomanie die Mutter ist, und Nymphonanie die Tochter; darthun will ich durch meine eigene Geschichte, daß es kein besseres Schicksal giebt, als ein Desaster, daß man sich expoliiren lassen

muß, um zu einem wahren Reichthum zu gelangen, und daß das Genie, dieser Extraneus in Hertha's Reich, alles soll in die Rappuse gehen lassen; darthun will ich, daß es nichts Vernünftigers auf Gottes Erdboden giebt, als ein Divortium; ein geistiges Malagma will ich bereiten für Alle, die an der Kardialgie leiden, kurz — ich will die ganze Welt unter Wasser setzen mit der Exuberanz meines Kopfes, und alles, was Odem hat, soll meine Homilien kordifiziren. Diese werden mein erstes Opus, und zwar ein vortreffliches, damit ich meinen Ruf gründe, hernach ist alles nachfolgende vortrefflich, und wenn es auch hundsübel *) wäre. Die Kinder der Matadore sind alle angesehen, auch H — kinder; doch weniger die natürlichen Söhne, als die natürlichen Töchter. Letztere rühren schon durch ihr Geschlecht.

Alle meine Sachen — sprach er weiter — geb' ich heraus unter dem erdichteten Autornamen." ....

Tags darauf begleiteten wir den armen Narren auf seinen Schneckenberg, von welchem er

*) Sit venia verbo! Man hat Autoritäten.

nicht eher wieder herunter will, bis er sich ausgeschrieben hat. „Schaales Volk unter mir!“ sagte er, als wir eintraten in einen kleinen niedlichen tempelförmigen Pavillon, den der gute Inspektor herrlich und bequem für seinen verwahrlosten Freund hatte einrichten lassen.

„Lebt wohl — sagte er als wir giengen — und besucht mich zuweilen auf meinem Schnekkenberg, und erzählt mir, wie's hergeht unten in der Welt, denn ihr Getümmel dringt nicht bis zu den Sternen, meinen Nachbarn, empor. Ich aber will hier mich selbst vergöttern, bis mich das Publikum ablöst. Mag inzwischen die Familie Türkis in der Ferne ihre sechsundneunzigpfündige Karthaune aufpflanzen, um meinen Schneckenberg zu beschießen! Der Effekt wird nicht sonderlich seyn.“ — — — —

Zwei Bruchstücke

aus einer angefangenen Umarbeitung der Banise.

Erstes Bruchstück.

Was stöhnt herauf aus düstrer Uferhöle
Des mondbeglänzten Loukian,
Als ob der Allmacht sich ein Leidender beföhle,
Den schon des Todes Arme kalt umfah'n?
Der Wandrer eilt vorbei mit grau'ndurchbebter Seele;
Kein Retter will dem öden Strande nah'n,
Wo Balazin, von tiefem Gram umnachtet,
Verwundet liegt und labungslos verschmachtet.

Ist dieses — seufzt der edle Königssohn —
Der Treue Sieg und der Beharrung Lohn?
Und soll nun hier mein Pfad sich ruhmlos enden?
Vermag kein Gott der Sterne Lauf zu wenden,

Die meinem Daseyn furchtbar droh'n? —
Er spricht's, und sucht umher mit matten Händen,
Da eben jetzt des Vollmonds Silberlicht
Durch finstre Nachtgewölke bricht.

Er strebt mit Ungeduld, sich aufzuraffen,
Und, suchend auf des Bodens nassem Sand,
Greift er umher nach seinen Waffen,
Und faßt mit Schaudern — eine kalte Hand.
Er bebt zurück; er sieht im blassen Scheine,
Indem er mit Entsetzen näher forscht,
Zwei Todenschädel, halb vermorscht,
Und eine frische Leich', und modernde Gebeine.

Und das Entsetzen giebt ihm neues Leben,
Daß er hervorstürzt aus der Modergruft — —
Da hört er durch die stille Luft
Die Töne naher Menschenstimmen beben,
Und still, mit halbgebrochnem Blick,
Erwartet er den letzten Augenblick.
Das Schwert entsinkt der Hand; was soll's ihm nützen?
Er will nicht länger mehr sein Leben schützen.

Wir müssen ihn haben! — scholl's vom Rande des steilen Ufers herab, — wir müssen

ihn haben, sein Kopf ist tausend Pesos werth! Er kann nicht ferne seyn, denn ich hab' ihn tüchtig getroffen. Werft die Toden in den Fluß! — Die Stimme schwieg, und zwei Todenkörper rollten zu Balazins Füssen nieder. Die Mörder verließen den Strand.

Welch ein schreckenvoller Zustand! — seufzte der Prinz und setzte sich, von Schmerz, Müdigkeit und Sorge gequält, auf seinen zusammengerollten Mantel nieder. — Soll ich hier, unter Leichen, die mir mein eigenes nahes Loos verkünden, langsam verblutend, die Ruh' erwarten, die mir das Orakel zu Pandior versprach? O Banise! Könnte aus meiner Asche die Blume deiner Glückseligkeit aufblühen, wie freudig stünd' ich jetzt am Ziele meiner Bahn!

Kaum hat er die Worte leise gesprochen, als nächst bei ihm ein Tiger herabspringt, der die Leichen wittert, und heißhungrig über sie herfällt. Der Anblick neuer Gefahr erweckt seine halberstorbene Liebe zum Leben. Kühn stürzt er auf den gierig fressenden Tiger los, und trifft ihn mit seinem Schwert so glücklich, daß er tod niedersinkt. — Hat eure schützende Vor=

sicht — ruft der Prinz mit emporgerichteten Augen — mich zweimal aus drohender Gefahr gerettet, o ihr Götter! so erbarmt euch auch meines lastenden Grams, und lasset meinen Vorsatz gelingen! Hier werf' ich mich nieder, und flehe zu euch empor: Helft mir das bedrängte Pegu befreien, den ermordeten Kaiser rächen, ach! — und Banise retten! O erleuchtet den finstern Pfad meines Schicksals!

Er schwieg, denn er vernahm abermals Laute zweier redender Personen oben am Ufer. Deutlich hörte er, was sie sprachen.

„Und auf wen hoffst du noch? Der Kaiser ist tod; die Prinzessin verloren; der König von Awa zögert, und der Kronprinz" —

„Auf ihm ruht meine Hoffnung, und die Hoffnung der treuen Peguaner."

„Auf dem Prinzen? — Er hat den Sturz des Kaiserhauses und Banisens Unglück von mir selber erfahren; ich kann nicht zweifeln, ob ihn mein Brief getroffen habe. Mag er der Geliebten nicht zu Hülfe eilen, wie sollte ihn Pegu's Schicksal bekümmern?" —

„Horch! — Die stummen Bäume beseufzen unser Unglück, oder es ist ein Nothleidender in der Nähe.“

„Vielleicht ein Halbtoder von den vielen, die der Tyrann durch seine Henker ermorden und in den Strom werfen läßt. Laß uns versuchen, ob noch Rettung möglich ist.“

Beide ließen sich vorsichtig am Ufer hinab, und erstaunten nicht wenig, als sie einen Mann mit Blut bespritzt neben zwei Menschenleichen und einem niedergehauenen Tiger erblickten. Wer bist du? fragte Ponnedro, der Jüngere. — Ein Reisender, war die Antwort. Mich fielen Räuber an. Es gelang mir, zwei von ihnen zu töden und die übrigen zu verjagen, aber bald überfielen sie mich in gedoppelter Menge, und mit Mühe barg ich mich in dieser Uferhöle. Ich bitte euch, führt mich in eine Hütte; meine Wunden bedürfen einiger Pflege.

Kommt mit mir auf mein nahes Landhaus, sagte Telamon. Es soll mir Freude seyn, eurer zu pflegen.

Der Prinz folgte seinen Rettern in die nahgelegene Burg — — — —

Zweites Bruchstück.

Grauenvolle Nacht lag auf den endlosen Wäldern von Teriti. Kein Sonnenlicht drang durch die übereinandergethürmten Schichten der Gewitterwolken; aber die zuckenden Blitze warfen furchtbare Tagmomente in die cimmerische Finsterniß herab. Der Orkan fuhr heulend über die knarrenden Thekwipfel hinweg, und vom himmelanstrebenden Gayte stürzten tobende Güsse in's umnachtete Thal herunter.

Unter dem erschütternden Aufruhr der Elemente ritt einsam, still und furchtlos ein ädler Jüngling auf schmalem Bergpfad hin. In der brüllenden Sturmnacht hatte er seine Gefährten verloren. Umsonst war sein Ruf, ihn übertäubte das Rollen des Donners und das Brausen des Sturms. Zerstreut irrten, den geliebten Gebieter suchend, seine Begleiter d rch die pfadlose Wildniß, und Zufall und Täuschung entfernten sie immer weiter von ihm.

Besorgt um seine Freunde, doch unbekümmert um sich selbst, ritt langsam der Jüngling

auf dem schmalen, zerrissenen Pfade fort. Einzelne Felsstücke — die Vorboten einer Erdlawine — rollten immer häufiger aus den umwitterten Höhen des Gayte herunter, und stürzten bald vor, bald hinter dem Jüngling vorüber, und sprangen saussend hinab in's enge, gähnende Waldthal, und gräßlich tönte ihr dumpfer Fall herauf, und das Krachen der zerschlagenen Aeste.

Stutzend und schnaubend blieb jetzt das zitternde Pferd des todumrungenen Reuters stehen. Forschend sah er nieder, und die Blitze zeigten ihm eine fürchterliche Schlucht, aus der das Rauschen eines Stromfalls heraufhallte. Der Jüngling seufzte, und wandte behutsam das Pferd — da fieng der Boden an unter ihm zu beben, und über ihm rollte nnd schlug es dumpf, als stürzte eine fremde Welt auf die unsrige nieder. Die Erdlawine hatte sich losgerissen, und wälzte sich langsam und schrecklich herab, und Vernichtung gieng vor ihr her, und die Scherben zersplitterter Felsen sprangen pfeifend über das Haupt des Jünglings weg, und verkündigten ihm das Schreckliche. — Jetzt ließ er den Zügel fallen und warf beide Arme empor und rief: Vater der Wesen! — da don-

nerte es heran, und der Pfad verschwand, und auf einer ungeheuren Erdscholle wurde der Jüngling hinunter geschleudert in den tiefen, nachtvollen Abgrund. —

Der Vater der Wesen hatte den Angstruf vernommen, und enger drückten sich die aus der Tiefe heraufragenden Wipfel zusammen und in ihren beugsamen Aesten minderte sich des Sturzes schreckliche Gewalt. — Zerfetzt, aber unzerschmettert, fiel der Jüngling durch die Bäume nieder auf's weiche Waldmoos, und rings um ihn her schüttete die Lawine ihre schlagenden Trümmer.

Lange blieb er so liegen im odemlosen Schlafe der Ohnmacht; aber endlich weckte ihn der Schmerz seiner gequetschten und zerrissenen Glieder. — Schaudernd richtet er sich auf und sieht umher. Ein schwacher Mondstral dämmert durch die Nacht und beleuchtet die Verwüstungen des Bergfalls. Dem Jüngling ist, als starre um ihn her das Chaos einer verfallenen Welt. Er strengt seine Kräfte an, sich hinaus zu retten aus dieser gräßlichen Oede, klimmt über Felsruinen und zerschlagene Stämme fast eine Stun-

de lang, bis er endlich die Spur eines Pfades findet. Freudig wandert er darauf fort, — denn sein Pferd hat die Lawine begraben, — und verdoppelt, troß seiner Ermattung und seiner Schmerzen die Schritte, als er fernher durch die Waldnacht eine Flamme schimmern sieht.

Aber kurz war seine Hoffnung; denn bald verschwand die Flamme wieder. — Seine Kräfte verliessen ihn endlich ganz, und er sank nieder auf die kalte Erde; und als ein schwerer Druck seine Augen schloß, wähnte er, es sey der Tod, und hüllte sich tiefer in seinen zerfetzten Mantel — Aber es war nur der wohlthätige, stärkende Schlaf. —

* * *

Trüb gieng im Osten der Tag auf, da nahte sich dem Schlafenden eine holde Gestalt. — Süsses Gebild einer schönern Welt — seufzt' er im Traum — o daß du mir eine freundliche Zukunft verkündetest! — Er erwachte, und vor ihm stand eine zarte Jungfrau, und ihr wohlwollender Blick ruhte besorgt auf dem blassen Gesichte des Fremdlings.

Gutes Mädchen! — sprach er sie freundlich an — ist hier in der Nähe ein Dorf, oder nur eine Hütte, worinn ich meine Wunden verbinden, und mich des Wegs erkundigen kann?

„Bist du verwundet, armer Fremdling?“ — antwortete sie theilnehmend — „Komm’ mit mir!“

Es sind nur leichte Wunden — fuhr dieser fort — eine Erdlawine warf mich in einen Abgrund; aber die Macht des Himmels erhielt mich wunderbar. Sage mir, kannst du mich auf die Strasse nach Bengalen bringen, und hast du keine Reuter gesehen, schöne Jungfrau?

„Ich heisse Lorangy“ — erwiederte sie betroffen — „und nah’ ist meiner Mutter Hütte.“

So führe mich zu deiner Mutter, du Glückliche, — o! eine Mutter muß ein himmlisch Wesen seyn, zu ihr muß huldigend selbst die Gottheit niederblicken!

„Armer Fremdling, hast du keine Eltern mehr?“

Ich kannte meine Mutter nie.

„Und dein Vater?“

Er hat mich verstossen.

„Verstoßen?" — rief sie und rang die Hände — „so trägst du eine schwere Schuld, Fremdling!"

Er lächelte bitter. „Ja, ich habe die Bosheit entlarvt, und das Laster gescholten!"

„Komm mit!" — sagte sie unruhig — „die Mutter ist gut und wird dich bitten, daß du bei uns bleibst. Der Friede und die Unschuld wohnen in unserer Hütte, und du bist doch nicht ihr Feind, Jüngling."

Wie heißt deine Mutter?

„Hasanna. Gerne tröstet sie den Bekümmerten, gerne bettet sie dem Müden, gerne labt sie den Lechzenden. Meine Mutter war auch unglücklich — aber jetzt ist sie froh."

Das Mädchen lächelte, und wischte sich eine Thräne vom Aug'. Der Jüngling betrachtete sie mit wehmüthigem Entzücken. „Du bist ein Engel des Himmels," — sagte er leise — „und ich will dir folgen."

Freudig eilte sie voran, und sah sich oft nach dem schönen Fremdling um. — Sie traten jetzt in die Hütte. — „Mutter!" — rief Loran-

gy — „ich bringe dir einen verirrten Fremdling, der verwundet ist.“

Die Mutter trat ihm freundlich entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Sey willkommen und betrachte meine Hütte, als die deine. Aber wer bist du?“

„Du Gute“ — erwiederte er — „nenne mich Nushirvan oder wie du willst; ich bin ein Sohn des Unglücks, und mein Name gieng mit meiner Hoffnung unter.“

„Der Unglückliche ist mir willkommen, er heisse wie er wolle, und dein Vertrauen will ich erst verdienen, eh' ich es fordre,“ sagte Hasanna.

Während Lorangy Erfrischungen auftrug und dem Gast ein Lager bereitete — erzählte der Jüngling, wie er in der vergangenen fürchterlichen Gewitternacht seine Reisegefährten verloren habe, wie er lang umher geirrt und unter einer Erdlawine beinah begraben worden sey. Auf seine Frage: ob die Strasse nach Bengalen in der Nähe vorbei gehe, antwortete Hasanna bejahend, und ihr holdes Gesicht erblaßte, und zwei grosse Thränen traten aus ihren Augen.

„Was suchst du in Bengalen?“ fragte sie den Jüngling.

Mein Recht! — antwortete dieser, und sah finster aus. — Hätt' ich nur erst meine Gefährten wieder!

„Bist du vielleicht ein Avaner?“ frug Hasanna weiter, und ihre Thränen rannen stärker.

Ich bin aus Ava, sagte der Jüngling; und eine schnelle glühende Röthe wallte über sein schönes Gesicht hin.

„Ich war auch einst dort, noch zu der Zeit der unglücklichen Königin Meatra“ —

„Du kanntest sie?“ rief heftig der Jüngling, aber er fasste sich schnell und sagte ruhig: „Ob sie wol noch lebt, die arme Verstossene!“ —

Die emsige Lorangy hatte indessen für die Bequemlichkeit des Jünglings gesorgt, und bat ihn nun, seiner Wunden und der Ruhe zu pflegen. Sie führte ihn in eine freundliche Kammer, wo er, neben einem duftenden Lager von Moos, wohlriechende Salben und Kräuter und feine Leinwand zu Umschlägen auf seine Verletzungen bereitet fand. Er dankte der schönen

Lorangy für ihre zarte Sorge, und sie verließ ihn mit dem herzlichen Wunsche seiner schnellen Genesung. „Wiewol ich das aus Eigennutz nicht wünschen sollte" — setzte sie mit einem rührenden Blick in des Jünglings Auge hinzu — „denn wenn du wieder hergestellt bist, wirst du uns auch wieder verlassen?"

Nushirvan (so wollen wir ihn indeß auch nennen) trat an's Fenster. Der klare, herrliche Morgen hauchte ihm die balsamischen Düfte der schimmernden Blumenwelt entgegen. Der gezackte Gipfel des hohen Gayte glühte purpurroth im ersten Sonnenstral, und ein zarter Frühnebel umschleierte die fernen romantischen Felsenhäupter von Aetram. Das Lispeln eines sanften Windes wehte, wie die leise Klage der Wehmuth, durch die nahen Zypressen, und durch die stille Luft schallte der heitere Frühgesang ihrer gefiederten Bewohner.

Ein weiches Sehnen zitterte durch die Brust des Jünglings. Ist denn — rief er aus — dieser freundliche Garten der Gegenwart ein minderes Glück, als das öde Nebelland meiner Vergangenheit? Und was hab' ich denn verloren,

wenn auch hier in der friedlichen Stille der Verborgenheit meine hochstrebenden Entwürfe sich in sanftere Wünsche verlieren, und ich die zerrissenen Kränze des Ruhms hingebe für die bescheidenen Blumen zarter Tugend und Liebe? — — — — —

Schlaflied eines Biedermanns.

Ruh' und Stille sank herab mit dem Schleier der Nacht, und der sanfte Schlaf drückte den Kuß des Friedens auf die Stirne seiner Erkornen.

Langsam zieht am dunklen Gewölbe des Himmels der freundliche Vollmond seine Strasse dahin, im Geleite von Millionen funkelnder Welten.

Alles schläft, was noch vor wenigen Stunden bei dem Hinuntersinken des Tages mit tausend Entwürfen für seine Erhaltung beschäftigt war, und ungerne von der kommenden Nacht sich unterbrechen ließ.

Schlaft wohl ihr Lieben alle! — Der wacht und sorgt für euch, in dessen Hand der Erdball ruht, der dem Laufe niegezählter Wel-

ten gebietet, in dessen Schoos die Sonne hinabsank, um wieder prächtig heraufzusteigen am Horizonte, und ihre erquickenden Stralen auszuströmen über uns Alle.

Ruhet sanft, ihr Kinder des Unsichtbaren, — und erwachet dann zur Liebe und zum Wohl eurer Brüder!

Ach! möchte die Sonne nie wieder aufgehen über Haß und Verfolgung! Möchten Thränen der Freude in ihrem Lichte glänzen, und lautes Frohlocken der herzlichsten Menschenliebe ihren Niedergang feiern!

Namendeutung.

Liebe gab mir das Leben, und sie war es, die mich lächelnd umfaßte, als im Vorgefühle der Lust mein Herz mit seinen Wünschen und Träumen erwachte im prangenden Lenze. Aber bald verfinsterte sich der Ost meines Daseyns, und der warme Odem der Liebe wurde zum eisigen Orkan der Täuschung. Da öffnete mir ihren Himmel die Freundschaft, und verhieß Heilung meines Herzens schmerzenden Wunden. Aber die Bitterkeit des Todes lag am Boden des Bechers der Wonne; nur er allein konnte die inniggeschlung'nen Bande zerreissen, und bald zerriß er sie. Doch Verlust und Leiden erheben den Adel der Seele, und tragen sie zur Allmacht empor; und so ward ich allmälig vorbereitet für die düsterste Periode meines Lebens. Hart trat mich das Unglück an, und

nur die Unschuld meines Gewissens hat mich bewahrt vorm Untergang in den Wogen der Verzweiflung. Ich habe mein Gefühl für Edelsinn, ich habe meine Ehre bewahrt. Vereint stralen beide über den Nebeln des Geschicks, und verklären den Blick nach dem Ende des Lebens; und schon umweht mich, wie den irrenden Schiffer, die Luft eines nahen Landes, der Hauch der Ruhe.

An ein Brautpaar.

In der Liebe Festgeschmeide,
Schon im Ahnungsstral beglückt,
Der so rosig aus der Freude
Tempel Dir entgegenblickt,
Von der Treue Band umschlungen
Trittst Du, neidenswerthes Paar,
Unter Freundeshuldigungen
An den stillen Weihaltar.

Und der Dichtung Zauberflügel
Trägt Euch Liebenden im Nu
Ueber Wälder, Thäler, Hügel,
Des Entfernten Glückwunsch zu.
In des Traumes Aetherkleide
Naht mein Geist Euch ungeseh'n,
Fleht zum Himmel für Euch Beide
Und der Himmel hört mein Fleh'n.

Ach! auf dunkeln Prüfungswegen,
Wandelnd an des Schicksals Hand,
Trat die Täuschung mir entgegen
In der Freude Lichtgewand;
Flocht des Erdenfriedens Kränze
Mir mit welken Blumen nur,
Schuf aus meinem heitern Lenze
Eine starre Winterflur.

Aber freundlich, gleich der Sonne,
Lächelt Euch die Zukunft an,
Und des Daseyns reinste Wonne
Zeichnet Euch die stille Bahn,
Die in's Land der ew'gen Freuden,
In das Gottgeweihte führt,
Wo sich jedes Erdenleiden
Wie ein sanfter Traum verliert.

Inhalt.

Briefe. . . . . Seite 1

Der Anachoret an den Jüngling. . . 148

Die Phantasie. 157

Der Weise. 160

Hoc age. 162

Deutung. 165

Lerne sterben. 170

Freundschaft. 173

Freiheit. 176

Einige Worte über die moralische Behandlung des Kindes 178

Väterlicher Rath. . . . . . . Seite 181
Fragmente. 189
Margarethe 194
Apotheose, ein Fragment. 237
Zwei Bruchstücke aus einer angefangenen Umarbeitung der Banise. 256
Schlaflied eines Biedermanns. 271
Namendeutung. 273
An ein Brautpaar. 275

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lohbauer, Carl Philipp <<von>>,

Lohbauer's zerstreute Blätter

Stuttgart 1813

P.o.germ. 871 od

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114080-1